Nachtseiten der Gesellschaft.

Eine Gallerie merkwürdiger

Verbrechen und Rechtsfälle.

Herausgegeben

von

Dr. A. Diezmann, Dr. W. Jordan

und

Dr. L. Meyer.

Sechster Theil.

Dritte Auflage.

Leipzig,

Verlag von Otto Wigand.

1851.

Der Pfarrer Chambard.

Das Pfarrhaus in Croix Daurade, einem kleinen Dorfe bei Toulouse, wurde im Jahre **1700** von Peter Cölestin Chambard bewohnt, der nach den Begriffen seiner Zeit ein heiliger Mann war, in jeder Zeit für einen braven Mann gegolten haben würde, alle erforderlichen Eigenschaften besaß, um seine Beichtkinder auf dem Wege des Heiles zu leiten, in seiner Gemeinde geliebt und geachtet wurde, häusliche Streitigkeiten schlichtete, in schwierigen Fällen Rath ertheilte und an allen Familienfesten Antheil nehmen mußte. Er war mit einem Wort „ein guter Hirt“ in der besten Bedeutung des Wortes.

Das Einzige, was man an dem Pfarrer Chambard auszusetzen hatte, war eine gewisse Geistesschwäche, die er nicht zu bemeistern vermochte und die ihn leicht der Furcht zugänglich machte. Wenn man ihn in der Nacht an das Bett eines Sterbenden rief, ließ er immer den Boten lange warten, ehe er mit demselben fortging, und wenn er sein Amt verrichtet hatte und der Tag war noch nicht angebrochen, ließ er sich nach seiner Wohnung begleiten. Wir erwähnen dies, um eine Vorstellung von seiner Furchtsamkeit zu geben, die man die Folge einer Krankheit in seiner Jugend nannte, nach welcher er lange schwächlich und kränklich geblieben war, weshalb er auch nicht in die Armee treten konnte, für die er eigentlich bestimmt gewesen war, sondern sich der Kirche widmen mußte.

Peter Cölestin Chambard wurde also zum Geistlichen ordinirt

und zum großen Glück für seine Gemeinde zum Pfarrer in Croix Daurade ernannt, wo er zur Zeit, als unsere Erzählung beginnt, sieben- bis achtundzwanzig Jahre gewohnt hatte, ohne daß sein Todfeind irgend eine Beschuldigung gegen ihn hätte aufbringen können.

Die alte Marie, die nach ihrem Belieben die innern Angelegenheiten im Pfarrhause zu Croix Daurade leitete, behauptete freilich, in Uebereinstimmung mit dem, was wir schon gesagt haben, der würdige Pfarrer denke bei jeder Gelegenheit zuerst an sich; aber dieser Beschuldigung wurde durch seine allbekannte Mildthätigkeit der größte Theil ihrer Bedeutung genommen. Wenn es ihm ferner auch an der nöthigen Energie gebrach, wenn er zu leicht den Kirchenvorstehern in Angelegenheiten der Kirche nachgab, sich zu leicht durch die Furcht vor den Mächtigen und durch die Stimme starker Lungen bewegen ließ, so antwortete der gute Pfarrer auf diese Vorwürfe: „Ein heiliger Bernhard freilich bin ich nicht.“ Und wirklich, wenn der Pfarrer Chambard auch die starke Seele der Geistlichen nicht besaß, welche Nero und Diocletian trotzten, so wußte man ihm diese Schwäche Dank, da sie eine Bürgschaft war, daß er weder seine moralische Macht, noch sein weltliches Ansehen jemals mißbrauchen werde.

Eines Tages nun, am 26. April, trat die alte Marie, welche alle Vorrechte einer Haushälterin besaß, früher als gewöhnlich in das Schlafzimmer des Pfarrers, zog die Bettvorhänge geräuschvoll zurück und sagte:

„Sie müssen aufstehen, Herr Pfarrer; hören Sie? Man läutet das Angelus.“

„Und warum sollte ich so früh aufstehen, Marie?“ fragte der Pfarrer in einem Tone, welcher bewies, daß er keineswegs geneigt sei, Widerstand zu leisten, welcher Grund auch für dieses Wecken angegeben werden würde.

„Weil Sie in die Stadt gehen müssen, Sie wissen es ja.“

„Ich soll in die Stadt gehen? Meinst Du, Marie?“

„Allerdings. Haben Sie nicht bei dem Erzbischof Geschäfte?“

„Richtig, Marie; aber erst Mittags; es hat also keine Eile.“

„Warum zu Mittag und nicht zu einer andern Zeit? Was gethan ist, ist gethan; gehen Sie also immer, Herr Pfarrer. Brechen Sie hübsch früh auf, besuchen Sie Ihre Freunde und beeilen Sie sich mit der Rückkunft nicht.“

„Ich werde nach meiner Messe gehen.“

„Nein; lesen Sie Ihre Messe in der Kathedrale.“

„So erwarte mich um ein Uhr Nachmittags.“

„Wenn Sie einmal in Toulouse sind, so benutzen Sie doch die Gelegenheit und besuchen Sie den Abbé Mariotte, der Sie immer einladet, ohne daß Sie Folge leisten.“

„Du willst den Tag für Dich haben, nicht wahr, Marie? Ich sehe es schon.“

„Und wenn es so wäre? Habe ich nicht alle Tage so viel zu schaffen, daß mir wohl auch einmal ein freier Tag zu gönnen wäre?“

„Nun ja, gute Marie, ich tadele Dich auch nicht darum.... Erwarte mich erst um fünf Uhr.“

„Sie brauchen vor sieben Uhr nicht wieder hier zu sein. Warum wollten Sie früher kommen?“

„Habe ich um sieben Uhr etwas Besonderes vor?“ fragte der Pfarrer, dem gewöhnlich seine Tagesarbeit von der Haushälterin vorgerechnet wurde.

„Sie sollen bei der Familie Siadour zu Abend essen.“

„Der Vater ist ja abwesend.“

„Er kommt diesen Abend zurück.“

„Wer hat Dir das gesagt?“

„Man hat es Ihnen mitgetheilt, als sie Ihnen den Brief schickten, den sie gestern von dem Vater erhielten.“

Die alte Haushälterin reichte dem Pfarrer die beiden Briefe

offen, was bewies, daß die Procura, welche der Pfarrer der Haushälterin anvertraut hatte, sich auch auf die Briefe erstreckte.

Der Pfarrer nahm den Brief, den Saturnin Siadoux an seine Kinder geschrieben hatte, und las laut:

„Lieben Kinder, wenn Ihr diese Zeilen erhaltet, werde ich von „Narbonne nach Castelnaudary abgereiset sein, wo Einer meiner „Jugendfreunde wohnt. Ich denke zwei Tage bei ihm zu bleiben, „um etwas auszuruhen, werde mich dann wieder auf den Weg „machen und also unfehlbar Dienstag den 26. Abends zu Hause „eintreffen.

„Sobald Ihr den Brief erhalten habt, wird Eins von Euch „sogleich nach Toulouse gehen, um meiner Schwester Mirailhe zu „sagen, ich wünschte sie bei meiner Ankunft in Croix Daurade zu „finden, um ihr die Nachrichten über das frühere Verhalten Can„tagrel's mitzutheilen, die ich eingezogen habe. Sie sind so, wie „ich es hoffte und fürchtete.

„Um das Resultat meiner Reise zu feiern, werdet Ihr den „Herrn Pfarrer bitten, den Dienstag Abend bei uns zu essen. „Ladet auch meine Cameraden Delguy und Lantagre ein, denn „wir haben ohne Verzug zwölf Fässer Oel an das Haus Delmar „und sechs an das Haus Pierreleau abzuliefern.

„Wer von Euch nach Toulouse geht, muß die Straße der „Schwarzen Büßenden vermeiden, in welcher Cantagrel wohnt, „damit dieser ihn nicht erkenne, etwas merke und ihm zu Eurer „Tante folge, von der er meine Reise nach Narbonne erfahren „könnte, von der er nichts wissen darf.

„Also Dienstag Abends.

„Euer Vater, der Euch herzlich küßt,

„Saturnin Siadoux.“

Dieser Brief, den Marie als letzten Grund aufgespart, um den Pfarrer zu überzeugen, daß seine Rückkehr nach Croix Daurade vor sieben Uhr eine übereilte sein würde, bewirkte vollkommen,

was er bewirken sollte. Der gute Pfarrer liebte seine Nachbarn, die Familie Siadoux, sehr und hatte den verstorbenen Miraille genau gekannt, der bei Lebzeiten Trödler in Toulouse gewesen war. Die Wittwe desselben, welche das Geschäft fortsetzte, war eine noch recht hübsche Frau von vierzig Jahren, und da man überdies wußte, daß sie ein Vermögen von etwa 60,000 Francs besaß, drängten sich immer viele Bewerber um sie.

Zu diesen gehörte auch Cantagrel.

Dieser Cantagrel, dessen Name mit einer gewissen Aengstlichkeit in dem Briefe Saturnins erwähnt ist, war einer der bekanntesten Metzger in Toulouse und hatte sich durch seine riesenhafte Leibesstärke einen großen Ruf, namentlich unter seinen Handwerksgenossen, erworben. Nicht selten hatte er bei den Stiergefechten den wüthenden Stier, der ihn verfolgte, festen Fußes erwartet, ihn an den Hörnern ergriffen, niedergeworfen und festgehalten, während ihm sein Gehülfe das glühende Eisen mit dem Namenszuge seines Herrn aufbrannte. Es versteht sich von selbst, daß sich nie ein Stier, der einen Schlag von ihm erhalten, wieder aufgerichtet hatte, und daß nie ein zweiter Schlag nöthig gewesen war. Ueberdies erzählte man, er habe, als er eines Tages sich in den Pyrenäen auf der Jagd befunden, Mann gegen Mann mit einer Bärin gerungen und sich mit seiner schrecklichen Gegnerin in einen Abgrund hinabgestürzt. Beiden hätten unvermeidlich bei diesem Kampfe ums Leben kommen müssen, da sie über 120 Fuß hoch heruntergestürzt waren; das Glück wollte aber, daß der Bär nach unten zu liegen kam, an einem Felsen zerschlagen wurde, aber seinen Gegner schützte. Cantagrel war ganz betäubt zehn Schritte von dem Thiere hingerollt, seine Freunde aber wurden von einem Hirten, der den Kampf mit angesehen hatte, an Ort und Stelle geführt, und sie begegneten ihm, als er eben, den todten Feind auf dem Rücken, wieder emporkletterte. Er hatte nur einen Biß in der Wange davongetragen, und die Narbe davon, die geblieben

war, zeigte er mit Stolz als Ehrenzeichen seiner Stärke und seines Muthes.

Aus diesem Grunde war denn auch Cantagrel, trotz manchen Gerüchten über sein früheres Leben, allgemein geachtet. Als Saturnin Siadour, der den Fleischer nicht gern zum Schwager haben mochte, in Toulouse sich nach demselben erkundigte, erhielt er nur unbestimmte Auskunft über die Sache, die er genau zu ermitteln wünschte. Man wußte es nicht, man hatte nur davon reden hören, aber man konnte es nicht behaupten; mit solchen Vorsichtsbemerkungen begleiteten Alle ihre Erzählungen, da sie Alle fürchteten, die Riesenkraft kennen zu lernen, die Cantagrel bis dahin nur gegen die Bären und Ochsen angewendet hatte. Der Pfarrer Chambard hatte deshalb Saturnin Siadour den Rath gegeben, in Narbonne, wo Cantagrel früher gewohnt hatte, die Erkundigungen einzuziehen, die er sich in Toulouse nicht verschaffen konnte und die namentlich Licht über eine frühere Heirath des Metzgers mit einem Mädchen jener Stadt verbreiten sollten. Wenn man den umlaufenden Gerüchten glauben durfte, lebte diese erste Frau noch, wenn sie auch aus Gründen, die man nicht kannte, über die Verbindung mit dem schwieg, welcher sich mit der Wittwe Miraille verheirathen wollte. Die Gerüchte waren indeß, wie erwähnt, so unbestimmt, daß sie den Betheiligten nur als Verleumdungen zu Ohren kamen.

Die Rückkehr Saturnins mußte alle Zweifel darüber lösen, und der gute Pfarrer Chambard sagte sich, wenn er auch der Eitelkeit nicht sehr zugänglich war, mit einer gewissen Selbstzufriedenheit, die Familie habe es seinem Rathe zu danken, daß sie die Wahrheit erfahren.

Es hatte ihn kein Gefühl des Uebelwollens veranlaßt, seinem Freunde diesen Rath zu geben, denn er kannte Cantagrel gar nicht.

Diesmal aber nahm er sich vor, Cantagrel wenigstens von Ansehen kennen zu lernen. Das war sehr leicht; der Laden des

Metzgers befand sich, wie Saturnin Siadour gesagt hatte, in der Straße der Schwarzen Büßenden, und nach dem wohlbekannten Signalement seiner Person konnte es nicht schwer sein, ihn unter seinen Gesellen und Kunden zu erkennen. Der Pfarrer machte sich also auf den Weg, mit dem festen Vorsatze, auf dem Wege zu dem Abbé Mariotte durch die Straße der Schwarzen Büßenden zu gehen.

Croix Daurade liegt kaum drei Viertelstunden von Toulouse; der Pfarrer legte die geringe Entfernung bald zurück, während er in seinem Brevier las. Am Thore der Stadt schlug er sein Buch zu und schritt nach der Wohnung des Abbé Mariotte. Es mochte etwa acht Uhr früh sein.

Der würdige Pfarrer hatte seine Absicht nicht vergessen, durch die Straße der Schwarzen Büßenden zu gehen, er machte deshalb einen kleinen Umweg und trat in die genannte Straße. Etwa in der Mitte derselben befand sich der Laden des Metzgers, aber Cantagrel war nicht darin. Ein Metzgerbursche von etwa dreißig Jahren vertrat die Stelle des Meisters. Die Abwesenheit Cantagrel's war so natürlich, daß der würdige Pfarrer sich weiter nichts dabei dachte.

Am Ende der Straße begann die, in welcher der Abbé Mariotte wohnte. Der Abbé war auch zu Hause, er wollte aber eben ausgehen, denn in Blagnac erwartete ihn ein Freund, der auf dem Sterbebette lag. Der Pfarrer von Croix Daurade erschien demnach wie gerufen, nicht um mit seinem Freunde zu frühstücken, sondern um für denselben die Messe in der Metropolitankirche zu St. Stephan zu lesen. Nach der Messe sollte der Pfarrer Chambard sein Frühstück in der Wohnung des Abbé Mariotte bereit finden, und die Haushälterin desselben war in der ganzen Stadt als ausgezeichnete Kochkünstlerin berühmt. Um das Mittagsessen brauchte der Pfarrer auch nicht besorgt zu sein, denn in jedem Hause, wo er erschienen, würde man ihn mit Freuden aufge-

nommen haben; vielleicht behielten ihn auch der Herr Groß-Vicar oder der Herr Bischof, bei dem er Geschäfte hatte, zur Tafel.

Auf dem Wege zur St. Stephanskirche ging der Pfarrer zum zweiten Male durch die Straße der Schwarzen Büßenden und er warf wiederum einen forschenden Blick in den Metzgerladen Cantagrel's hinein. Der Metzger war aber noch immer abwesend. Der Pfarrer setzte seinen Weg zur Kirche ruhig fort.

Nach Beendigung der Messe trat der Pfarrer Chambard wieder in die Sakristei und er fing eben an, das Priestergewand abzulegen, als ein Kirchendiener ihn fragte, ob der Abbé Mariotte da sei.

„Nein," antwortete Chambard, „er ist in Blagnac und hat mich ersucht, die Messe für ihn zu lesen; was will man von ihm?"

„Es wartet im Beichtstuhle ein Mann auf ihn, der mich ersucht hat, ihm dies anzuzeigen und zu bitten, ihn nicht lange warten zu lassen; er scheint große Eile zu haben."

„So antworten Sie ihm, der Abbé Mariotte sei nicht da, ich könne aber seine Stelle vertreten; wolle er aber warten, so werde der Abbé diesen Abend zurück sein."

Den nächsten Augenblick kam der Kirchendiener wieder, um dem Pfarrer Chambard zu sagen, der Mann warte auf ihn.

Der Pfarrer begab sich in den Beichtstuhl, der sich, wie gewöhnlich, in dem dunkelsten Theile der Kirche befand. Der Mann, der ihn hatte rufen lassen, erwartete ihn auf den Knieen. Das Gesicht aber konnte Chambard nicht sehen, da der Beichtende ihm den Rücken zukehrte und das Gesicht mit beiden Händen bedeckt hielt.

Der Pfarrer setzte sich in dem Beichtstuhle nieder. Die Beichte begann.

Eine Viertelstunde nachher wurde die Thüre des Beichtstuhles wieder geöffnet und der Mann Gottes erschien bleich, kaum im Stande, sich auf den Beinen zu erhalten. Der Beichtende hatte sich mit einem Schrei der Verzweiflung geflüchtet, als ihm der Pfarrer Chambard die Absolution verweigert.

Der gute Pfarrer stand einen Augenblick unbeweglich da und hielt sich an einen Pfeiler der Kirche, als wenn er fühlte, daß seine Füße ihn nicht aufrecht zu erhalten vermöchten; dann wandte er sich, wankend wie ein Betrunkener, ohne wieder in die Sakristei zu gehen, ohne von irgend Jemand Abschied zu nehmen, nach einer Seitenthür der Kirche, schlüpfte durch die ödesten Straßen, verließ die Stadt eilig und vergaß das Frühstück bei dem Abbé Mariotte, seinen Besuch im erzbischöflichen Palaste und die Geschäfte, welche ihn nach Toulouse geführt hatten.

Sobald er sich auf dem Wege nach Croix Daurade befand, beschleunigte der Pfarrer seine Schritte noch mehr, und seine Gedanken beschäftigten ihn so ganz und gar, daß er vor dem Kreuze am Eingange des Dorfes vorüberschritt, ohne sein Haupt vor dem Christusbilde zu entblößen, und schweißtriefend in seinem Hause ankam, wo die alte Marie sich am Nichtsthun ergötzte. Mitten in dem Zimmer blieb er unbeweglich stehen und suchte sein Taschentuch, um den Schweiß von der Stirn zu wischen; er hatte es verloren. Er wollte zu seinem Brevier greifen, um seine ängstliche Unruhe zu verbergen, aber er hatte es in der Sakristei in Toulouse liegen lassen. Alles an ihm verrieth, daß ihm etwas ganz Ungewöhnliches begegnet sein müsse. Er blieb unbeweglich und stumm, nur die Augen dreheten sich in den Höhlen herum und seine Kniee schlugen zitternd aneinander; gleichwohl setzte er sich nicht nieder. Marie schob einen Sessel hinter ihn, und es war hohe Zeit, denn der arme Pfarrer sank rücklings nieder.

„Herr Jesus!“ rief Marie, indem sie zurücktrat; „was ist Ihnen begegnet, Herr Pfarrer?“

„Was mir begegnet ist?“ fragte der Pfarrer erschrocken; „was mir begegnet ist? Gott sei Dank, nichts.“

„Aber Sie sehen ja ganz verstört aus. Ich habe Sie noch nie so gesehen.“

„Du irrst Dich, gute Marie; ich sehe aus, wie gewöhnlich.“

„Und warum kommen Sie so bald wieder? Ich wette, Sie haben noch nicht gegessen."

„Doch, doch, Marie; ich glaube, ich habe.."

Der gute Pfarrer bemerkte, daß er eine schändliche Lüge sage, wenn er geradezu behaupte, er habe gefrühstückt.

„Sie haben nicht gefrühstückt, Herr Pfarrer."

„Nun — nein, Marie?"

„Sie haben also Hunger?"

„Nein, Marie, ich habe keinen Hunger, gar keinen Hunger."

„Sie können aber doch auch nicht warten bis zum Abendessen?"

„Ich werde auch Abends nicht essen."

„Sie haben jetzt nicht gegessen und wollen auch Abends nicht essen? Herr Pfarrer, was soll denn das bedeuten? Zu Abend müssen Sie schon essen; Sie gehen ja zu Siadour."

Bei diesem Namen stieß der Pfarrer einen halb unterdrückten Schrei aus und, als wäre ein Damm in ihm geborsten, zwei Ströme lange unterdrückter Thränen rannen über die eingefallenen bleichen Wangen des alten Mannes.

Da erkannte Marie, die von Herzen gut, wenn auch etwas despotisch war, wie es die Haushälterin eines Pfarrers sein muß, daß ihr Herr an einem heftigen Schmerze leide, den er in seinem Herzen verschließen müsse; daß er also Einsamkeit und Ruhe bedürfe, diese beiden Vertrauten der Schmerzen der Menschen. Sie entfernte sich demnach, ohne ein Wort zu sagen, aber nicht, ohne tausenderlei zu vermuthen.

Eine halbe Stunde nachher war es ihr unmöglich, länger zu warten, und sie ging also, mit einer Tasse warmer Milch in der Hand, wieder in das Zimmer hinein.

Der Pfarrer kniete vor einem Crucifix und betete; er sah sie nicht eintreten und betete weiter. Marie blieb, mit der Tasse in der Hand, an der Thüre stehen; als aber im nächsten Augenblicke

der arme Pfarrer seinen Kopf mit einem tiefen Seufzer auf das Betpult fallen ließ, fühlte sie wohl, ob es ihr gleich sehr zu Herzen ging, daß sie in einen so großen Schmerz sich noch nicht einmischen dürfe; sie setzte also die Tasse Milch auf das Betpult und entfernte sich auf den Fußspitzen, so daß der Pfarrer weder ihre Ankunft, noch ihr Fortgehen bemerkte.

Einige Schritte davon gewährte das Haus der Familie Siadoux einen ganz verschiedenen Anblick.

Es herrschte in demselben in Folge des Gewinnes von einem bedeutenden Oelhandel und dem Ertrage von etwa hundert Ackern Landes ein bedeutender Wohlstand, und dieser Wohlstand unterhielt die Freude. An diesem Tage war die Heiterkeit besonders groß. Der Anordnung des Familienhauptes zufolge traf man Anstalten zu einem Festmahl. Die Wittwe Miraihe war angekommen, und die Familie des Saturnin Siadoux, die aus drei Söhnen und zwei Töchtern bestand, überhäufte dieselbe mit Liebkosungen. Man lachte, sang und küßte, und Alles mit der den südlichen Naturen eignen ausgelassenen Freude. Allerdings sprach die Wittwe Miraihe unter ihren Neffen und Nichten, die sie wie ihre eigenen Kinder liebte, weder von ihrem verstorbenen Manne, noch von andern, die ihn zu ersetzen wünschten; im Gegentheil, sie äußerte ihre Absicht, nachdem sie ihren Trödelkram in Toulouse verkauft haben würde, nach Croix Daurade zu den Ihrigen zu ziehen, was natürlich von ihren drei Neffen und zwei Nichten mit großer Freude aufgenommen wurde, da die Hoffnung auf eine hübsche Erbschaft die Liebe zu der Tante noch um Vieles erhöhete. In Toulouse freilich, bei den Galanterien Cantagrel's, schwankte das Herz der Wittwe unentschlossen hin und her, und es gab sogar Augenblicke, in denen sie versucht war, eine zweite Ehe einzugehen. In Croix Daurade dagegen entwichen diese schlimmen Gedanken vor dem guten Geiste der Familie. Die gute Tante ließ sich also von den lieben Neffen und Nichten hätscheln, und so verging die Zeit schnell.

Der Abend kam heran, und Saturnin Siadour, der seine Rückkehr für den Nachmittag angekündigt hatte, war noch nicht eingetroffen. Alle fühlten bereits jene unbestimmte Unruhe, welche die Verzögerung immer begleitet, als Delguy und Lantagre den Anfang der Besorgniß in einfache Ungeduld umwandelten. Sie erzählten, es habe, wie sie gehört, am Tage vorher zwischen Montgiscar und Villefranche ein heftiges Gewitter stattgefunden, und man schloß natürlich daraus, daß die verdorbenen Wege und angeschwollenen Bäche Saturnin Siadour genöthigt haben würden, in Castelnaudary oder in Montgiscar bei einem Vetter zu bleiben. Diese Annahme schien durch den Umstand bestätigt zu werden, daß das Gewitter, welches am Abend vorher in einer Entfernung von zwanzig Meilen gewüthet haben sollte, in diesem Augenblicke sich bis Toulouse auszubreiten schien. Der Wind hatte sich erhoben, der Himmel war mit Wolken bedeckt und der Regen fiel in Strömen herunter. Es wurde sehr finster, und man hoffte also nicht mehr auf die Ankunft Saturnin's.

„Aber warum ist der Pfarrer Chambard nicht gekommen?"

„Marie hat mir gesagt, er sei heute früh nach Toulouse gegangen," antwortete Josephine Siadour auf diese Frage ihrer Tante, „und vielleicht ist er noch nicht zurückgekehrt."

„Er ist da," fiel Constanze, die andere Tochter ein, „ich sah ihn gegen vier Uhr Nachmittags nach der Kirche gehen, und er ist vielleicht krank geworden, denn er sah leichenblaß aus."

„Wer? der Pfarrer?" bemerkte Johann Siadour, der in diesem Augenblicke hereinkam; „er ist nicht krank, denn als ich dem Vater entgegenging, sah ich ihn auf dem Gottesacker. Was er da machte, weiß ich freilich nicht; er saß unter dem Kreuze und schien zu beten."

„Ich," fiel Ludwig ein, „habe ihn vor dem Dorfe ohne Hut, trotz dem Regen, gesehen, und da ich nicht begreifen konnte, warum er baarhäuptig sei, trat ich zu ihm, um ihn zu fragen;

aber er bemerkte mich und trat hinter eine Hecke, als wollte er mir ausweichen. Da ich den Leuten nicht nachlaufe, die mir ausweichen, so ließ ich ihn gehen."

„Das ist seltsam," meinte die Wittwe Mirailhe, welche den guten Pfarrer Chambard sehr verehrte. „Thomas," sagte sie zu dem ältesten der Brüder, „Du solltest zu ihm gehen und ihn holen."

„Recht gern," antwortete der junge Mann, der auch sofort seinen Hut nahm und hinausging.

Auf dem halben Wege begegnete er der alten Marie, die er im Schein der Laterne erkannte.

„Was denkt denn der Herr Pfarrer?" redete er sie an; „wir erwarten ihn um sieben Uhr, und jetzt ist es schon acht Uhr."

„Ist Ihr Vater angekommen?" fragte Marie.

„Nein, und wir erwarten ihn auf heute nicht mehr, wohl aber den Herrn Pfarrer."

„Da werden Sie die Rechnung ohne den Wirth machen, wie man zu sagen pflegt, Herr Thomas, denn ich weiß nicht, was dem armen Herrn Pfarrer seit heute früh fehlt. Er hat mir jetzt aufgetragen, ihn bei Ihnen zu entschuldigen, und ich war auf dem Wege, meinen Auftrag auszurichten."

„Er kommt also nicht?" fragte Thomas; „wegen des schlechten Wetters? Und wenn ich ihn tragen sollte..."

„Gemach, mein Sohn," sagte Marie mit der Vertraulichkeit, die auf dem Dorfe gewöhnlich ist; „ich rathe Ihnen, lassen Sie den Herrn Pfarrer heute in Ruhe; ich glaube nicht, daß er zur Freude gestimmt ist."

„Sollte er krank sein?"

„Nein, aber ich weiß nicht, was er in Toulouse erfahren haben mag. Ich weiß nur, daß er ganz verstört aus der Stadt zurückgekommen ist, und daß er seit seiner Rückkehr unaufhörlich weint, jammert und betet."

„Das wäre ein Grund mehr, ihn zu holen, um ihn zu zer-

streuen; er wird bei uns lustige Leute finden, und die Tante Miraille, die geschworen hat, sich nicht an den Tisch zu setzen, wenn sie ihren guten Freund Chambard nicht zur Rechten hätte. Ich gehe also zu ihm, Marie, und er muß mir folgen, er mag wollen oder nicht."

„So kommt," entgegnete Marie kopfschüttelnd, „aber ich zweifle, ob er sich bestimmen lassen wird, mitzugehen."

Beide gingen nach dem Pfarrhause und gelangten geräuschlos hinein. Hinter Marien trat Thomas Siadour in das Zimmer des Pfarrers Chambard.

Er saß in seinem großen Lehnstuhle und hatte den Kopf auf die Brust gesenkt, die beiden Hände auf die Kniee gelegt.

Er sah das Licht der Laterne und glaubte, Marie komme allein zurück, blieb also ruhig sitzen.

„Herr Pfarrer," sagte Marie, „da ist Siadour."

„Welcher Siadour?" sagte der Pfarrer erbebend.

„Ich, Thomas," antwortete der junge Mann.

„Ach Gott! Was wollen Sie von mir, Thomas?" sagte der Geistliche, indem er ihn mit stieren Blicken ansah.

„Ich wollte Ihnen nur sagen, daß Sie sich verspätigt haben, Herr Pfarrer, und da wir ohne Sie das Essen nicht anfangen mochten, so bin ich gekommen, Sie zu holen."

„Gehen Sie wieder heim, mein Sohn," sagte der Pfarrer in tiefer Trauer, „und entschuldigen Sie mich bei Ihrer Familie; ich habe mir vorgenommen, heute Abend nicht auszugehen."

„Aber, Herr Pfarrer," entgegnete Thomas, „ich frage Sie, was soll ohne Sie aus uns werden? Schon fehlt uns der Vater, und Sie wollen auch nicht kommen? zwei leere Plätze am Tische, und noch dazu zwei Ehrenplätze? Das geht nicht, Herr Pfarrer. Sollen wir alle Freude und allen Appetit dabei einbüßen? Und überdies wissen Sie, daß meine Tante Miraille nur durch Sie sieht, nur durch Sie hört, und daß nur Sie dieselbe auf die

Nachricht vorbereiten können, welche ihr mein Vater bringen wird; denn ich vermuthe, was mein Vater sagen will, — Cantagrel ist verheirathet, ich wette darauf."

„Mein armer Sohn! Mein armer Sohn!" murmelte der Pfarrer.

„Warum armer Sohn?" fragte Thomas; „was wollen Sie damit sagen?"

„Das will sagen, daß es besser sei, ich bleibe hier, Thomas, als daß ich Euch durch meine Gegenwart die Freude verderbe."

„Sie werden uns die Freude nicht verderben, im Gegentheil, wir wollen Sie aufheitern; wir sind, Gott sei Dank, die Mehrzahl."

„Geh, guter Thomas, geh."

„Herr Pfarrer, ich habe versprochen, Sie mitzubringen; ich bitte Sie also im Namen Aller, im Namen meines Vaters, den Sie ersetzen sollen, und der, wenn er da wäre, Sie schon zum Kommen bestimmen würde."

Der Geistliche seufzete tief und schmerzlich.

„Fassen Sie Muth, Herr Pfarrer! Sie wissen Andere in Noth so gut zu trösten, geben Sie ein Beispiel und raffen Sie sich auf."

Der junge Mann faßte gleichzeitig den alten Geistlichen am Arm und zog ihn empor.

„Sie wollen es durchaus?" sagte der Pfarrer Chambard, der einer Bitte eben so wenig, als einem Befehl, zu widerstehen vermochte.

„Ob ich es will! Ich will es nicht blos, ich verlange es im Namen Ihrer alten Freundschaft gegen meinen Vater. Sie kennen Saturnin Siadour schon eine schöne Zeit, nicht wahr?" fuhr der junge Mann lachend fort.

„Vor vierundzwanzig Jahren habe ich zum ersten Male bei ihm, dem armen Saturnin, gegessen!"

Der Pfarrer sprach diese Worte in so schmerzlichem Tone, daß der junge Mann einen Schauer durch seine Adern rieseln fühlte.

„Nun, Herr Pfarrer,“ sagte er, indem er ihm den Hut in die Hand gab, den der arme, alte Mann suchte, ohne ihn zu finden, „es wird Zeit, daß ich Sie fortführe, denn, der Teufel soll mich holen! ich glaube, Sie stecken mich mit Ihrer Traurigkeit an.“

Marie warf unterdeß dem Pfarrer den Mantel über die Achseln, und da ihre Laterne noch brannte, ging sie voraus, um zu leuchten.

Chambard folgte, auf den Arm des jungen Mannes gestützt.

Nach wenigen Minuten kam man in das Haus der Familie Siadour, wo die Ankunft des Geistlichen mit einem allgemeinen Hurrah gefeiert wurde.

„Kommen Sie! Kommen Sie!“ riefen Alle zu gleicher Zeit; „der Braten verbrennt. Zu Tische! Zu Tische!“

Der gute Pfarrer strengte sich an, erwiderte diesen Empfang mit einem Lächeln und setzte sich an dem ihm bestimmten Platze nieder, während der Platz Saturnin's ihm gegenüber leer blieb.

Obgleich nun aber der gute Pfarrer zu solcher Gesellschaft gewöhnlich eine milde Heiterkeit und eine väterliche Liebe mitbrachte, blieb er diesmal zu Aller Verwunderung kalt wie Marmor. Man sah es ihm an, daß er sich bemühete zu lachen und zu scherzen, aber die Worte erstarben ihm auf den Lippen. So oft sich draußen ein Geräusch hören ließ und Jemand an das Fenster trat, um zu sehen, ob Vater Saturnin ankomme, schüttelte der Pfarrer, wie in einem unwiderstehlichen Gefühl, das Haupt und seufzete tief.

Das Gespräch, das man sorglos und heiter zu halten versucht hatte, wendete sich ewig auf den abwesenden Reisenden. Man fragte sich, wo er wohl in diesem Augenblicke sein und was er thun möge. Was er dachte, wußte man gewiß; er dachte, daß seine Kinder und Freunde versammelt wären und auf ihn warteten, und er grämte sich gewiß, daß er nicht unter ihnen sein konnte.

Allen diesen Reden, welche die Kindesliebe und die Freund-

schaft eingaben, blieb der Geistliche fremd, den ein Gedanke zu beschäftigen, eine Erinnerung völlig niederzudrücken schien. Unterdeß brach das Gewitter los, das drohend heraufgezogen war. Man hörte den Regen heftig an die Fenster schlagen, und der Wind heulte und klagte wie eine Seele im Fegefeuer, die Gebete verlangt, und von Zeit zu Zeit ließ ein Blitz, der einem schrecklichen Donnerschlag vorherging, das Licht der Lampen erbleichen.

Die Leute hatten den Pfarrer nicht aufgeheitert, wie es Thomas versprochen, im Gegentheil, die Traurigkeit Chambard's war auf alle Anwesenden übergegangen.

Die Unterhaltung gerieth allmälig ins Stocken. Man sprach nur bisweilen noch leise; man aß nicht mehr und trank kaum. Die schweren südlichen Weine schienen, statt zur Freude aufzuregen, vielmehr in narcotische Getränke umgewandelt zu sein und die am Tische Sitzenden in noch trübere Melancholie zu stürzen.

Man fühlte, man ahnete, daß ein Unglück in der Luft schwebe und jeden Augenblick auf die Familie herabstürzen könne, wie ein Geier auf seine Beute.

Plötzlich hörte man draußen einmal stark anpochen, und der Schlag reichte hin, das ganze Haus zu erschrecken.

Die Versammelten sahen einander an und Aller Augen richteten sich auf den Geistlichen.

Er war bleich wie eine Leiche; auf seiner Stirn stand ein kalter Schweiß und seine Zähne schlugen klappernd auf einander.

Die Thüre des Speisezimmers wurde geöffnet, und Alle standen auf, erschrocken vor dem Besuche, den sie erhalten würden, obgleich sie noch nicht wußten, welcher Besuch es sei. Man sah Beamte aus der Stadt, Soldaten und Gerichtsdiener eintreten, dann folgte eine von vier Männern getragene Bahre.

Auf der Bahre lag ein Leichnam, dessen Gestalt man unter einem blutgefleckten Tuche erkannte.

Thomas errieth, was man von ihm verlangte. Ohne ein Wort

zu sagen, ohne eine Frage zu thun, trat er, während sein Haar sich vor Grauen emporrichtete, an die Bahre und hob langsam das Tuch empor, das den Leichnam bedeckte.

Ein einziger gleicher Schrei der Verzweiflung rang sich aus der Brust aller Anwesenden los. Der Leichnam war der des Vaters Saturnin.

Man hatte ihn diesseits Villefranche, in seinem Blute schwimmend, von elf Messerstichen durchbohrt, am Ufer des Lers gefunden, in den der Mörder ihn ohne Zweifel hatte werfen wollen, ohne seine Absicht ausführen zu können.

Dann sah man mit Erstaunen den Pfarrer Chambard, statt zu bleiben, wie es seine Pflicht war, um der Familie die Tröstungen der Freundschaft und der Religion zu gewähren, von seinem Stuhle aufstehen, durch die halboffene Thüre schlüpfen und, ohne ein Wort zu sagen, verschwinden.

Zwölf Stunden waren seit dem erzählten Ereigniß vergangen und auf die Verzweiflung, auf das laute Jammern des ersten Augenblicks war jener dumpfe, tiefe Schmerz gefolgt, der nur bisweilen einen halberstickten Seufzer entschlüpfen und eine stumme Thräne fallen läßt. Der Leichnam des Vaters Siadour lag auf einem Bette, das man in einem Zimmer im Erdgeschoß aufgeschlagen und wo sich allmälig Jedermann aus dem Dorfe eingefunden hatte. Zwei gelbe Wachskerzen, die bei der Leiche brannten, eine zu Häupten, eine zu Füßen derselben, verbreiteten ihr bleiches, flackerndes Licht inmitten eines neblichen Tages. Die Frauen hatten sich zurückgezogen, und nur Johann und Ludwig, die beiden jüngsten Söhne des Verstorbenen, saßen unbeweglich und stumm wachend einander gegenüber an einem großen Kamine, in welchem die letzten Ueberreste des Feuers verglommen.

Von Zeit zu Zeit stand Einer der jungen Männer auf, küßte

das weiße Haar seines Vaters und setzte sich dann weinend wieder nieder.

Beide waren traurig, und von Zeit zu Zeit verrieth ein finsterer, drohender Ausdruck in ihrem Gesicht die Gedanken, die ihr Herz bewegten.

Seit sie da saßen und das war seit fünf bis sechs Stunden, hatten sie nur die Worte gewechselt:

„Weißt Du wo Bruder Thomas ist?“ hatte Johann gefragt.

„Nein,“ hatte Ludwig geantwortet.

Beide waren dann in ein Schweigen versunken, das Jeden erschreckt haben würde, der diese heftigen Jünglinge kannte.

Plötzlich wurde die Thüre geöffnet und Thomas erschien auf der Schwelle. Beide Brüder hatten gleichzeitig emporgesehen, um ihn zu fragen, woher er komme; aber sie bemerkten auf seinem Gesichte einen so ungewöhnlichen Ausdruck, daß sie ihren ältern Bruder nicht zu fragen wagten und warteten.

Thomas legte an der Thüre seinen Mantel ab, trat langsam an den Leichnam, entblößte sein Haupt, küßte den todten Vater auf die Stirn, stellte sich dann zwischen seine beiden Brüder, setzte den Hut wieder auf und schlug die Arme auf der Brust übereinander.

„Was denkst Du, Johann?“ fragte er.

„Ich denke den Tod meines Vaters zu rächen,“ antwortete der Jüngling.

„Und Du, Ludwig?“

„Ich auch,“ antwortete dieser.

„Aber,“ fuhr Johann fort, „wer kann der Mörder sein?“

„Er hatte Niemand etwas zu Leide gethan,“ setzte Ludwig hinzu.

„Und doch ist es aus Rache geschehen,“ sprach Johann weiter.

„Woher weißt Du, daß es aus Rache geschehen ist?“ fragte Thomas.

„Ja, Du warst schon fort,“ sagte Ludwig, „als man seine

Kleidungsstücke untersuchte; wir haben in seinen Taschen seine goldene Uhr und Geld gefunden."

„Du siehst also, Bruder, daß er aus Rache ermordet worden ist," sagte Johann.

„Der niederträchtige Mörder!" rief Ludwig aus.

„Ja wohl niederträchtig!" seufzete Johann.

„Ich habe einen Eid geschworen," sprach Ludwig.

„Ich auch," entgegnete Johann.

„Welchen?"

„Den Mörder zu ermitteln, und müßte ich mein Leben lang suchen, um ihn dem Henker zu überliefern."

„Dasselbe habe ich geschworen, Bruder"

„Wollt Ihr den Mörder kennen?" fragte Thomas, indem er eine Hand auf die Achsel jedes seiner Brüder legte.

„Ja!" riefen Beide aus, indem sie aufsprangen.

„Es kommt nur auf Euch an, seinen Namen zu erfahren," sagte Thomas.

„Du kennst ihn?" fragten die beiden Brüder.

„Nein, aber ich kenne einen Mann, der ihn kennt."

„Wer ist der Mann?" fragten gleichzeitig Ludwig und Johann.

„Der Pfarrer Chambard," antwortete Thomas.

„Der Pfarrer Chambard? Erkläre Dich deutlicher."

„Hört mich an und gedenkt an das, was Ihr gesehen und gehört habt."

„Sprich!"

„Gestern früh ging der Pfarrer ruhig und vergnügt nach Toulouse."

„Ja," sagte Johann, „ich begegnete ihm; er las in seinem Brevier und unterbrach sich, um mich zu fragen, ob das Geklapper der Mühle in Saint Grace mich noch immer im Schlafe störe."

„Ich verstehe," sagte Ludwig, „er meint Margarethen."

„Richtig."

„Er sollte den ganzen Tag in Toulouse bleiben," fuhr Thomas fort, „da ihn seine Haushälterin erst um sechs Uhr erwartete."

„Nun?"

„Mittags kam er blaß und verstört an, schloß sich ein, stöhnte, weinte und betete; um fünf Uhr kniete er auf dem Gottesacker; um sechs Uhr ging er ohne Hut, trotz Wind und Regen daher; um sieben Uhr wollte er nicht zu uns kommen, ob er es gleich versprochen hatte; um acht Uhr mußte ich zu ihm gehen und ihn fast mit Gewalt herholen; während des Essens war er traurig und zerstreut; endlich, als man um elf Uhr den Leichnam unsers Vaters brachte, als er wußte, daß die ganze Familie seiner Tröstungen bedurfte, handelte er gegen seine Pflicht als Freund und Priester, indem er fortging, ohne ein Wort zu sagen, und seitdem..."

„Es ist wahr," sagte Johann, „er ist nicht wiedergekommen."

„Sollte er der Mitschuldige des Mörders sein?" fragte Ludwig.

„Nein, aber er kennt ihn."

„Du glaubst es?"

„Ich bin überzeugt davon."

„Was soll geschehen?"

„Es giebt einen Menschen, der den Mörder meines Vaters kennt, und Du, Johann, fragst, was geschehen soll?" rief Thomas aus.

„Er muß den Namen des Niederträchtigen nennen," fiel Ludwig ein.

„Ja, Du verstehst es;" sagte Thomas, indem er ihm die Hand reichte.

„So wollen wir sogleich zu dem Pfarrer gehen;" meinte Johann.

„Still!" rief Thomas aus; „wir werden nichts erfahren, wenn wir es nicht recht anfangen."

„Du bist der Aelteste, Bruder, sag' an, was Du meinst."

„Vor allen Dingen wollen wir bei dem Leichname unseres Vaters schwören, seinen Tod durch alle möglichen Mittel zu rächen."

Die drei Brüder traten an den Leichnam, legten ihre Hände in einander, stützten sie so auf die Stirn des unglücklichen Alten und sprachen den schrecklichen Schwur aus, die Rache zu vollbringen, die sie für eine heilige Pflicht hielten.

„Nun," sagte Thomas, „wollen wir den Abend abwarten."

Die drei Jünglinge blieben, gleichsam um sich in dem gefaßten Beschlusse zu stärken, in dem Zimmer, in welchem der Leichnam ihres Vaters lag, und ließen sich das Essen dahin bringen. Als es Abend geworden war, küßten sie ihre Schwestern und ihre Tante, die sich etwas beruhiget hatten und nun von Neuem in Thränen und Schluchzen ausbrachen.

Die drei jungen Männer sahen finster aus, aber sie vergossen keine Thräne und seufzten nicht.

„Armer Vater! Armer Vater!" riefen die beiden jungen Mädchen aus, „und wir konnten von ihm nicht Abschied nehmen!"

„Und daß wir seinen Mörder nicht kennen!" setzte die Wittwe Mirailhe mit einer drohenden Geberde hinzu.

„Darüber beruhigen Sie sich, Tante," sagte Thomas; „wir sind auf der Spur, ihn zu entdecken, und wir werden seinen Namen erfahren."

„Ich gäbe die Hälfte meines Vermögens darum, wenn ich wüßte, wer meinen armen Bruder umgebracht hat," sagte die Wittwe.

„Ich, ich gäbe die Hälfte meines Lebens," sagten die beiden Schwestern.

„Bleibt ruhig hier," sagte Thomas; „hört Ihr Lärm, so kümmert Euch nicht darum, wir machen ihn; hört Ihr Schreien, so sagt, immerhin, die drei Brüder sind bei der Arbeit. Betet für unsern Vater, aber rührt Euch nicht, und morgen, ich schwöre es Euch, werden wir Alles wissen."

„Ach Gott! Ach Gott!" riefen die jungen Mädchen aus; „was wollt Ihr thun?"

„Geht," sagte die Wittwe Mirailhe, „es ist eine Pflicht der

Kinder, ihren Vater zu rächen." Dann nahm sie die beiden Mädchen an sich und sagte: „Schließt uns ein, wenn Ihr an uns zweifelt."

Die Jünglinge küßten von Neuem ihre Schwestern und ihre Tante, dann gingen sie hinaus und schlossen die Thür zu. Thomas steckte den Schlüssel in die Tasche.

„Nun," sagte er, „holt den Pfarrer und sagt ihm, die Töchter und die Schwester des Verstorbenen wunderten sich, ihn nicht zu sehen, und sehnten sich nach seinem Troste. Statt ihn zu den Schwestern zu führen, bringt ihn hier herein, ich werde auf Euch warten."

Thomas ging wieder in das Zimmer, in welchem der Leichnam lag. Ludwig und Johann begaben sich in das Pfarrhaus.

Der Pfarrer war allein, denn die alte Marie machte Besuche in der Nachbarschaft. Als er die beiden Brüder bemerkte, zuckte er zusammen.

„Herr Pfarrer," sagten sie, „wie Sie wissen, wird unser armer Vater erst morgen begraben; wir haben uns vorgenommen, bei ihm zu wachen, aber dann bleiben freilich die Frauenzimmer allein und schutzlos; sie rechneten auf Sie, Herr Pfarrer."

„Ich komme, meine Kinder, ich komme," antwortete der Geistliche, der wie ein Espenlaub zitterte, aber wohl fühlte, daß er vor allen seine Pflichten zu erfüllen habe und der armen Familie seine Trostworte noch schuldig sei.

Er zog eilig sein Priestergewand an, um seinen Worten durch dasselbe eine größere Macht zu geben, nahm ein kleines Crucifix und folgte seinen Führern. Die Straßen des Dorfes waren bereits öde und es begegnete ihnen Niemand.

Statt den Pfarrer zu den Frauenzimmern zu führen, ließen ihn die beiden Brüder, der Verabredung gemäß, in das Leichenzimmer treten.

Als der Geistliche den Leichnam zwischen den zwei Kerzen liegen

und Thomas an dem Kamine stehen sah, in welchem ein Kessel mit Oel kochte, wollte der Pfarrer zurücktreten, Johann und Ludwig aber, die ihm folgten, trieben ihn weiter und verschlossen hinter ihm die Thüre.

Der Geistliche sah einen der drei Brüder nach dem andern an; alle drei waren bleich, aber entschlossen, und er errieth, daß etwas Schreckliches geschehen sollte. Er wollte sprechen, aber das Wort erstarb ihm auf den Lippen.

„Herr Pfarrer," sagte Thomas mit imponirender Ruhe, „Sie waren der Freund unseres Vaters; Sie gaben ihm dem Rath, nach Narbonne zu reisen, und unser Vater hat also den Tod gefunden, weil er Ihren Rath befolgte."

„Großer Gott, lieben Kinder!" rief der Pfarrer aus; „ist es möglich, daß Ihr mich für das Geschehene verantwortlich machen wollt?"

„Nein, Herr Pfarrer, nein. Wir vertreten hier die göttliche Gerechtigkeit, und Sie können ruhig sein, wir werden gerecht und billig sein wie sie."

„Was also wollet Ihr von mir?"

„Hören Sie mich an. Sie wissen, wie zärtlich unser Vater seine Kinder liebte, und Sie zweifeln gewiß auch nicht, daß Jeder von uns sein Leben für den Vater hingegeben haben würde."

„Ja, ja, ihr seid gute Söhne, fromme Kinder, ich weiß es."

„Nun, Herr Pfarrer, als gute Söhne und fromme Kinder haben wir geschworen, den Urheber des Verbrechens zu ermitteln, und da Sie ihn kennen, so ersuchen wir Sie, uns seinen Namen zu nennen."

„Ich Euch den Mörder nennen? Ich kenne ihn nicht."

„Keine Lüge!"

„Ich betheuere es!"

„Keinen Meineid!

„Mein Gott, mein Gott!" rief der Geistliche aus, „was verlangt Ihr von mir?"

„Die Wahrheit, und bedenkt, daß wir fest entschlossen sind, sie zu finden.“

„Was bringt Euch auf die Vermuthung...?“

„Herr Pfarrer, Sie waren gestern in Toulouse.“

„Ja.“

„Sie stiegen bei dem Abbé Mariotte ab, der Sie ersuchte, die Messe für ihn zu lesen.“

„Ja.“

„Sie haben diese Messe in der Metropolitankirche gelesen?“

„Allerdings; ich hatte das Recht dazu.“

„Das bestreiten wir auch nicht; aber nach der Messe und während Sie sich in der Sacristei auskleideten, zeigte Ihnen der Kirchendiener an, es warte in dem Beichtstuhle ein Mann auf Sie.“

„Großer Gott!“ rief der Pfarrer aus.

„Wie hieß dieser Mann?“ fragte Thomas.

„Warum wollet Ihr seinen Namen kennen?“

„Weil dieser Mann der Mörder unseres Vaters ist,“ antwortete Thomas.

„Kinder, Kinder!“ rief der Pfarrer mit steigender Angst aus, „wißt Ihr wohl, was Ihr da von mir verlangt?“

„Ja,“ antworteten die drei Brüder gleichzeitig.

„Das Beichtgeheimniß.“

„Ja.“

„Die Enthüllung des Beichtgeheimnisses ist uns verboten.“

„Sie werden uns dennoch den Namen dieses Mannes nennen, Herr Pfarrer, und Alles mittheilen, was Sie von dem Morde wissen, denn, wer er auch sein möge, er muß von Henkershand sterben.“

„Nie,“ sprach der Pfarrer, „nie!“

„Herr Pfarrer,“ sagte Thomas, „wir müssen Alles wissen und sollten wir Gewalt brauchen.“

„Ach, mein Gott, mein Gott!“ rief der Pfarrer aus, indem

er das Crucifix küßte, das er in der Hand hielt, „stärke meinen Muth, damit ich nicht weiche von dem Pfade der Pflicht."

„Herr Pfarrer," fuhr Thomas fort, indem er die Hand nach dem Kamine ausstreckte, „sehen Sie diesen Kessel mit dem kochenden Oele? Wir können Ihre Füße da hinein stecken."

„Zu Hülfe!" rief der Geistliche; „zu Hülfe!"

„Rufen Sie so viel Sie wollen," unterbrach ihn Thomas; „zwischen dem Fenster und dem Laden befindet sich eine Matratze, Niemand kann Sie hören."

„Da ich Niemanden habe, so stehe Du mir bei, mein Gott!"

„Gott kann es nicht verdammen, wenn Kinder ihren Vater rächen," sagte Thomas; „reden Sie!"

„Macht mit mir, was Ihr wollt," sagte der Geistliche; „ich werde nicht antworten."

Thomas winkte seinen Brüdern Johann und Ludwig, welche den Kessel nahmen, ihn herunterhoben und zwischen den Kamin und den Leichnam stellten. Zu gleicher Zeit ergriff Thomas, als wenn er gefühlt hätte, er würde nebst seinen Brüdern Kraft brauchen zu dem Auftritte, der bevorstand, das Tuch, welches seinen Vater bedeckte, und schleuderte es weit weg von dem Bette, so daß der Leichnam enthüllt dalag und mit den bläulichen Lippen seiner elf Wunden um Rache schrie.

„Bedenken Sie," sagte Thomas, „der Tod kommt langsam; „es waren, wie Sie hier sehen, elf Messerstiche nöthig, um die Seele aus diesem armen Körper zu treiben, und doch hatte der Mörder Eile, während wir Zeit haben."

„Mein Gott! Mein Gott!" wiederholte der Geistliche knieend, „gieb mir Kraft, das Märtyrerthum zu ertragen."

Aber das Gebet war vergeblich; die Jünglinge kannten den schwachen furchtsamen Charakter des Pfarrers und wußten im voraus, daß er nicht die Kraft haben würde, die Qual zu ertragen, oder vielleicht hofften sie es auch nur.

„Wollen Sie uns den Namen des Mörders nennen?“ fragte Thomas.

Der Pfarrer antwortete nicht, sondern drückte das Crucifix fester auf seine Lippen und betete.

„Auf, Brüder!“ rief da Thomas; „im Namen unseres Vaters, thut, was wir beschlossen haben.“

Die beiden Jünglinge ergriffen den Pfarrer und hoben ihn empor. Er stieß einen entsetzlichen Schrei aus.

„Gnade!“ rief er; „ich will Alles sagen.“

„Den Namen, den Namen,“ fiel Thomas ein, „vor Allem den Namen.“

„Cantagrel,“ antwortete der Pfarrer leise.

„Gut,“ sprach Thomas, „ich ahnete es, wollte aber keinen Unschuldigen beschuldigen. Laßt den Herrn Pfarrer wieder los.“

Die beiden Brüder setzten den Geistlichen wieder nieder, aber er konnte sich nicht aufrecht erhalten und sank in sich zusammen, als wenn seine Beine zerbrochen wären.

„Nun das Weitere,“ gebot Thomas; „er darf nicht leugnen können.“

Der Pfarrer, der, nachdem er einmal den Namen genannt, keinen Grund mehr hatte, das Uebrige zu verheimlichen, antwortete: „Der Mörder war durch Ihre Tante Mirailhe von der Reise Ihres Vaters nach Narbonne benachrichtigt worden, ahnte den Zweck derselben und lauerte Ihrem Vater bei der Furt im Lers auf.“

„Dann?“

„In dem Augenblicke, als Siadoux den Berg herunterkam, fiel er über ihn her und stürzte ihn durch den ersten Messerstich von dem Pferde herunter, wenn er ihn damit auch nur leicht verwundete.“

„Armer Vater!“ murmelten Johann und Ludwig.

„Weiter! Weiter!“ sprach Thomas.

„Er richtete sich empor, und nun gab ihm Cantagrel den zweiten Stoß!“

„Der Elende!" riefen die beiden Brüder aus.

„Weiter!" sprach Thomas.

„Da ihn aber Saturnin am Kragen gepackt hatte, so stürzten Beide nieder und im Ringen gab ihm der Metzger die neun andern Stiche."

„Vater, Du sollst gerächt werden," sagten die beiden Jünglinge.

„Weiter!" sprach Thomas.

„Nachdem er sich überzeugt hatte, daß Saturnin Siadour todt sei, schleppte er ihn nach dem Flusse zu, um ihn in das Wasser zu werfen. In diesem Augenblicke erschienen aber Maulthiertreiber, und er hatte nur so viel Zeit, sich mit dem Leichname hinter einem Boote zu verbergen, das man an das Ufer gezogen hatte. Die Maulthiertreiber sahen ihn nicht und zogen durch den Fluß; aber als sie hinüber waren, verlor Cantagrel den Kopf, ließ den Leichnam liegen, wo er lag, schwang sich auf das Pferd, ritt durch den Fluß und trieb das Pferd zum schnellsten Laufe an; als er fühlte, daß es stürzen wollte, zog er es in ein Wäldchen, ließ es dort und kehrte zu Fuße nach Toulouse zurück. Aber nachdem die Rache vollbracht war, konnte der Verbrecher die Gewissenspein nicht ertragen; er eilte in die Kirche, verlangte einen Geistlichen, um zu beichten, und das Unglück wollte, daß ich gerade da war."

„Haben Sie ihm die Absolution ertheilt?" fragten die beiden jüngern Brüder mit drohender Geberde.

„Nein, Kinder," antwortete der Pfarrer kaum vernehmlich; „aber Gott ist ein milder Richter; möge er ihm das Verbrechen verzeihen können, das er begangen hat, sowie Euch das, zu welchem Ihr mich genöthigt habt."

Bei diesen Worten sank der Pfarrer in Ohnmacht. Als er wieder zu sich kam, befand er sich in seinem Hause und die alte Haushälterin war um ihn beschäftiget.

Die drei Jünglinge sahen einander mit schrecklichem Lächeln an; sie wußten Alles, was sie wissen wollten.

Die beiden jüngern fragten den ältern:

„Was thun wir nun, Thomas?"

„Bleibt hier," antwortete er, „ich gehe zu den Frauenzimmern."

Einen Augenblick nachher kam er wieder mit einem Briefchen in der Hand. Die Schwestern und die Tante folgten ihm.

Er winkte seinen Brüdern und ging mit ihnen hinaus.

„Brüder," sagte Johann, als sie sich draußen auf der Straße befanden und sahen, daß Thomas den Weg nach Toulouse einschlug, „nehmen wir keine Waffen mit?"

„Gott bewahre uns!" sagte Thomas.

„Und warum?"

„Weil wir ihn ermorden könnten, wenn wir ihn treffen, und weil er von Henkershand sterben muß. Nur Stricke!"

„Er hat Recht," sagten die beiden andern Brüder.

Sie klopften an der Thüre eines Seilers an und kauften neue Stricke.

Dann setzten sie die Wanderung nach Toulouse fort, wo sie um zehn Uhr ankamen. Sie traten in die Stadt hinein, ohne erkannt zu werden, gelangten auf den St. Georgs-Platz und durch den Schlüssel, den ihnen die Tante Miraillhe gegeben hatte, in das Haus derselben, ohne die Magd zu wecken. Da sie die Oertlichkeit genau kannten, so gingen sie ohne Weiteres in das Zimmer ihrer Tante hinauf.

Dieses Zimmer hatte drei Thüren. Sie untersuchten sorgfältig alle Eingänge und warteten so den Anbruch des Tages ab.

Bei dem ersten Sonnenblicke stellte Thomas jeden seiner Brüder hinter eine der Nebenthüren und ging in die Kammer der Magd hinauf, die sich eben ankleidete.

„Katharina," sagte er zu dem Mädchen, das ihn verblüfft ansah, „ich bin diese Nacht mit meiner Tante Miraillhe angekommen, ohne daß wir Dich wecken wollten."

„Herr Jesus! Herr Thomas, ist es wahr, was die Leute sagen?"

„Und was sagen die Leute?"

„Saturnin Siadour, Ihr Vater, sei am Lers von Räubern ermordet worden."

„Leider ist es wahr, Katharina."

„Und kennt man den Mörder?"

„Man meint, es sei ein Maulthiertreiber gewesen."

„Ach Gott! Ach Gott! welches Unglück!"

„Meine Tante meint nun mit Recht, sie müsse sich in diesen Umständen an ihre Freunde wenden. Da nun Cantagrel Einer ihrer besten Freunde ist, so ersucht sie ihn, sogleich zu ihr zu kommen; sie wartet in ihrem Schlafzimmer auf ihn; die Arme ist so angegriffen worden, daß sie krank ist. Ich selbst kehre sogleich wieder nach Croix Daurade zurück, wo meine Familie mich erwartet. Leb' wohl, Katharina, denn Du wirst mich nicht mehr hier finden. Da trage den Brief meiner Tante zu Cantagrel."

Die Magd kleidete sich vollends an und lief zu dem Metzger, während Thomas wieder in das Zimmer seiner Tante ging.

Eine Viertelstunde nachher hörte man Tritte auf der Treppe; sie näherten sich der Thüre; es wurde dreimal an dieselbe geklopft und auf das Wort: „Herein!" trat der Metzger Cantagrel herein.

„Hier bin ich," sagte eine schwache Stimme in dem Bette, an welchem die Vorhänge zusammengezogen waren.

Cantagrel trat nichts ahnend hinzu; in dem Augenblicke aber, als er die Hand an die Bettvorhänge legte, um sie auseinanderzu ziehen, packten ihn ein Paar kräftige Arme und eine Männerstimme rief:

„Hierher, Brüder!"

Die beiden jungen Leute traten aus ihren Verstecken hervor und fielen über Cantagrel her.

Es war Zeit. Der Metzger hatte Thomas sogleich auf das Bett niedergeworfen, und wäre derselbe allein gewesen, würde er sich bald freigemacht haben. Jetzt aber griffen alle Drei den Riesen

mit einer um so schrecklichern Wuth an, da Keiner ein Wort sprach. Cantagrel seinerseits, der die Ursache des Ueberfalls errieth und wohl fühlte, daß es sich bei ihm um Leben und Tod handele, bot seine ganze Riesenkraft auf, die ihm die Natur gegeben hatte.

Der Kampf war ein fürchterlicher. Eine Viertelstunde lang rollten die vier Männer wie eine unförmliche bewegliche Masse einher, richteten sich auf, fielen wieder nieder, um sich von Neuem aufzurichten und wiederum niederzufallen. Endlich wurden diese Bewegungen langsamer und die Gruppe blieb einen Augenblick ruhig liegen. Dann richteten sich die drei Brüder auf, schüttelten den Kopf und stießen ein Siegesgeschrei aus; denn der Metzger lag zu zu ihren Füßen, gebunden mit den Stricken, die sie mitgebracht hatten.

Dann blieb Thomas allein bei Cantagrel; Ludwig und Johann verschwanden, um bald darauf mit einer Trage wiederzukommen. Auf diese legten sie den Metzger, banden ihn darauf mit Stricken fest und trugen ihn hinunter.

Es war Markttag, und man kann sich denken, welches Aufsehen diese seltsame Erscheinung machte.

Ludwig und Thomas trugen die Bahre. Thomas schritt voraus. Ihre Gesichter waren zerkratzt und blutend und ihre Kleidungsstücke zerrissen. Cantagrel hatte sich vertheidigt wie ein Löwe.

Unter andern Umständen würde man die drei jungen Männer vielleicht gefragt haben; aber das Unglück, das ihren Vater betroffen hatte, war bereits bekannt, und man ließ sie gehen, denn das Volk hat meist eine hohe Ehrfurcht vor großem Unglück. Uebrigens war Cantagrel, den Jedermann erkannt hatte, nicht geknebelt, und dennoch rief er nicht um Hülfe.

Auch errieth man, daß die drei Brüder sich zu dem Criminalrichter begaben. Sie hatten es also mit der Justiz zu thun, und man begnügte sich, ihnen zu folgen.

Der Criminalrichter sah den seltsamen Zug von Weitem kommen und ließ die Thür öffnen, da er ahnte, daß man ihn suche.

Die drei Brüder traten ein, und hinter ihnen drängten sich so viele Neugierige nach, als der Saal fassen konnte.

Thomas winkte und seine Brüder setzten die Trage nieder.

„Wer ist dieser Mann?“ fragte der Richter.

„Der Metzger Stephan Cantagrel, der Mörder des Saturnin Siadour, unsers Vaters,“ antwortete Thomas.

Aber was geschehen mußte, geschah. Cantagrel, der wohl wußte, daß er von Niemandem gesehen worden war und daß er sein Verbrechen nur einem Geistlichen im Beichtstuhle gestanden habe, leugnete hartnäckig.

Die drei Jünglinge, die vor das Gericht beschieden wurden, mußten erklären, von wem sie die Angabe erhalten und wie sie dieselbe sich verschafft hatten. Da sie die Ueberzeugung hegten, als gute Söhne gehandelt zu haben, als sie sich bemüheten, ihren Vater zu rächen, so erzählten sie Alles und rühmten sich fast ihrer verbrecherischen That; das Gericht aber erklärte, es könne das nicht beachten, was durch ein Sacrilegium erlangt worden sei, müsse vielmehr dies bestrafen im Interesse der Religion.

Das Parlament verordnete die Einsperrung nicht blos des Mörders, sondern auch der Ankläger, der Söhne des Ermordeten, und des Priesters, der sich hatte einschüchtern lassen.

Die Untersuchung ergab, auch abgesehen von der Aussage des Pfarrers, Gewißheit genug. Ein Auge sieht immer den Mord, wie dunkel auch die Nacht, wie öde auch der Ort sein mag, wo er begangen wird.

Maulthiertreiber erkannten in Cantagrel den Mann, den sie den Berg hatten herabkommen sehen; Fischer hatten ihn durch den Fluß reiten und Bauern ihn auf einem Pferde hinjagen sehen, das jeden Augenblick zusammenstürzen zu müssen geschienen hatte. Der Verdacht war schwer, und der Metzger wurde zum Rade verurtheilt.

Der Pfarrer von Croix Daurade seinerseits wurde, weil er das offenbart hatte, was ihm im Beichtstuhle anvertraut worden war, verurtheilt, lebendig verbrannt zu werden, nachdem ihm die Glieder zerbrochen worden.

Die drei Söhne Siadoux sollten gehenkt werden, weil sie durch Drohungen und Gewaltthat dem Pfarrer das Beichtgeheimniß entrissen hatten.

Dieses schreckliche Urtel wurde zum Theil vollzogen. Der Metzger wurde gerädert, und der Henker erhielt die Weisung, ohne Erbarmen mit ihm zu verfahren.

Alle Verwendungen zu Gunsten des Pfarrers bewirkten weiter nichts, als die Bestimmung, daß der Nachrichter ihm einen Todesstoß geben solle, bevor er den Körper in die Flammen würfe.

Die drei Brüder, die nur aus Liebe zu ihrem Vater gefehlt hatten, fanden in Toulouse so große und allgemeine Theilnahme, daß man ihnen die Mittel gewährte, aus dem Gefängniß zu entfliehen, und sie kamen über die Grenze, ohne verfolgt zu werden; auch erlaubte ihnen der König nach zwanzig Jahren, in ihr Vaterland zurückzukehren.

Dr. **Diezmann.**

Die Marquise von Brinvilliers.

An einem schönen Herbstabend des Jahres 1665 hatte sich in Paris eine beträchtliche Menschenmenge auf dem Pont=Neuf versammelt. Der Gegenstand, welcher die Neugierde erregte, war eine festverschlossene Kutsche, die ein Gefreiter zu öffnen suchte, während vier Sergeanten die Pferde und besonders den Kutscher hielten, der trotz aller Befehle durchaus sein Gespann wieder in Galopp zu setzen suchte. Dieser Kampf dauerte schon eine Weile, als der eine Wagenschlag plötzlich aufgerissen wurde und ein junger Offizier in der Uniform eines Cavallerie=Capitains heraussprang. Augenblicklich warf er den Schlag hinter sich wieder zu; dennoch aber hatten die Umstehenden so viel Zeit, auf dem Hintersitze des Wagens eine dicht in ihren Mantel verhüllte und verschleierte Dame zu bemerken, die, nach all den Vorsichtsmaßregeln zu schließen, welche sie getroffen, wohl sehr eifrig wünschen mußte, unbekannt zu bleiben.

„Mein Herr," sagte der junge Mann und wandte sich mit befehlshaberischem Wesen an den Gefreiten, „wenn Sie keinen Mißgriff gemacht haben, so vermuthe ich wenigstens, daß Ihre Aufträge sich nur auf mich erstrecken. Ich fordere Sie auf, mir erstlich die Vollmacht zu zeigen, auf Grund deren Sie meinen Wagen angehalten, und zweitens, da ich nicht mehr darin sitze, Ihren Leuten zu befehlen, daß sie den Kutscher und die Pferde loslassen."

„Zunächst," antwortete der Gefreite, ohne sich durch den hoch-

fahrenden Ton einschüchtern zu lassen, und gab den Sergeanten ein Zeichen, weder den Kutscher noch die Pferde loszulassen, zunächst sein Sie so gut, mir auf meine Fragen zu antworten."

„Ich höre," sagte der junge Mann, der sich sichtlich Gewalt anthat, seine Kaltblütigkeit zu bewahren.

„Sie sind doch der Chevalier Gaudin de Sainte Croix?"

„Der bin ich."

„Hauptmann im Regiment de Tracy?"

„Ja, mein Herr."

„So verhafte ich Sie im Namen des Königs."

„Und mit welchem Recht?"

„Auf Grund dieses Verhaftsbefehls."

„Der Chevalier warf schnell einen Blick auf das Papier, welches ihm der Gefreite vorhielt, erkannte sogleich die Unterschrift des Polizeiministers und schien sich jetzt nur noch um die Frau zu kümmern, welche im Wagen geblieben war; sogleich stellte er wieder das schon vorhin ausgesprochene Verlangen."

„Nun wohl, mein Herr," sagte er zum Gefreiten; „aber auf diesem Verhaftsbefehl steht nur mein Name und ich muß es wiederholen, ich kann es durchaus nicht zugeben, daß Sie die Dame, mit der ich gefahren bin, der öffentlichen Neugierde aussetzen; ich ersuche Sie, geben Sie auf der Stelle den Sergeanten den Befehl, die Kutsche weiter fahren zu lassen, und führen Sie mich dann, wohin Sie wollen, ich bin bereit, Ihnen zu folgen."

Dies schien dem Gefreiten ein billiges Verlangen und er gab seinen Leuten den Befehl, den Kutscher und die Pferde loszulassen. Diese schienen nur auf diesen Augenblick gewartet zu haben, eilten sogleich durch die Menge, welche vor ihnen auseinander wich, und jagten mit der Dame, für welche der Verhaftete so besorgt schien, im Galopp davon.

Sainte Croix seinerseits leistete, wie er versprochen, weiter keinen Widerstand und folgte seinem Führer durch die Menge, deren

ganze Aufmerksamkeit sich auf ihn gelenkt hatte. In einer Ecke des Quai de l'Horloge stand eine Droschke; diese wurde sogleich angerufen und der Verhaftete stieg mit derselben hochfahrenden und verächtlichen Haltung hinein, die er während der ganzen eben beschriebenen Scene beobachtet hatte. Der Gefreite setzte sich neben ihn, zwei Sergeanten stiegen hinten auf, und die beiden andern zogen sich, wahrscheinlich auf Grund eines vorher erhaltenen Befehls, zurück, nachdem sie dem Kutscher vorher zugerufen: „Nach der Bastille!"

Jetzt möge der Leser uns erlauben, ihn genauer mit der Person bekannt zu machen, welche wir zuerst haben auftreten lassen.

Der Chevalier Gaudin de Sainte Croix war, wie die Einen sagten, der natürliche Sohn einer hochgestellten Person; Andere dagegen behaupteten, er sei von armen Aeltern geboren, habe seine niedrige Geburt und das einer solchen geziemende Leben nicht ertragen können und eine äußerlich glänzende, aber mit Schande verbundene Stellung vorgezogen und sich für das ausgegeben, was er nicht sei. Weiter wußte man nichts Genaues von ihm, als daß er in Montauban geboren sei und jetzt eine Hauptmannsstelle im Regimente de Tracy inne habe.

In der Zeit, in welcher diese Erzählung beginnt, d. h. gegen das Ende des Jahres 1665 mochte Sainte Croix achtundzwanzig oder dreißig Jahre zählen. Er war ein schöner, wohlaussehender und geistvoller junger Mann, eben so brav als Officier, als lustig bei jedem Gelage. Andern Vergnügen zu machen, war seine größte Lust, und sein geschmeidiger Charakter wußte ebenso gut und gern auf irgend einen frommen Plan, als auf eine Lustpartie einzugehen; sein Herz fing leicht Feuer, und dann war er eifersüchtig bis zur Wuth, hätte seine Liebe auch einer Buhlerin gegolten. Seine Freigebigkeit war fürstlich, obgleich man von seinen Einkünften nie etwas gehört hatte; beleidigt fühlte er sich sehr leicht, wie alle Diejenigen, welche eine zweifelhafte Stellung einneh-

men und stets glauben, daß Jeder auf ihre Geburt anspielen und sie kränken wolle.

In die Lage, in welcher wir ihn eben sahen, war er auf folgende Art gekommen.

Im Jahre 1660 hatte Sainte Croix bei der Armee die Bekanntschaft des Marquis von Brinvilliers gemacht, der Feldzeugmeister im Regiment Normandie war. Ihr fast gleiches Alter, ihre Laufbahn, welche sie fast auf demselben Wege neben einander gehen ließ, ihre Vorzüge und Fehler, die sehr ähnlich waren, hatten die Bekanntschaft bald in eine innige Freundschaft verwandelt, und der Marquis von Brinvilliers stellte ihn nach seiner Rückkehr von der Armee seiner Frau vor und ließ ihn bei sich wohnen.

Dies innige Verhältniß hatte die gewöhnlichen Folgen. Die Frau Marquise von Brinvilliers war damals kaum achtundzwanzig Jahre alt; im Jahre 1651 hatte sie den Marquis von Brinvilliers geheirathet, welcher 30,000 Livres Einkünfte hatte, und dem sie außer der Hoffnung auf ihr Erbtheil 100,000 Livres zugebracht hatte. Sie hieß Marie Magdalene, hatte zwei Brüder und eine Schwester, und ihr Vater, Herr von Dreux d'Aubray, war Civilrichter beim Pariser Stadtgericht.

In dem Alter von achtundzwanzig Jahren stand die Schönheit der Marquise von Brinvilliers gerade in ihrer vollsten Blüthe; ihr Wuchs war klein, aber vollkommen ebenmäßig, ihr länglichrundes Gesicht war reizend schön, und ihre Züge, die um so regelmäßiger erschienen, da sie nie durch eine innere Bewegung verändert wurden, glichen der einer Bildsäule, welche man durch Zauberkraft belebt, und Jeder war versucht, diese kalte und grausame Gleichgültigkeit für den Abglanz der innern Heiterkeit einer reinen Seele zu halten, während sie in der That nichts Anderes war, als eine Larve zur Verbergung aller Gewissensbisse.

Sainte Croix und die Marquise gefielen sich auf den ersten Blick und waren bald Liebhaber und Geliebte. Der Marquis setzte die-

sem Verhältniß kein eifersüchtiges Hinderniß entgegen; sei es, daß er die Ehemannsphilosophie besaß, ohne welche damals Niemand auf guten Ton Anspruch machen konnte, sei es, daß die Vergnügungen, denen er sich selbst hingab, ihm keine Muße ließen, um das zu bemerken, was dicht unter seinen Augen vorging; er lebte sein verschwenderisches Leben fort, das schon einen guten Theil seines Vermögens gekostet hatte. Bald stand es mit seinen Einkünften so verwickelt, daß die Marquise, welche ihn nicht mehr liebte und in der ersten Gluth einer neuen Liebe eine noch größere Freiheit verlangte, auf Scheidung antrug und dieselbe wirklich durchsetzte. Seitdem verließ sie das Haus ihres Mannes, nahm weiter gar keine Rücksichten und erschien überall ganz öffentlich an der Seite Sainte Croix's.

Dies Verhältniß, das übrigens durch das Beispiel der hochgestelltesten Personen gerechtfertigt wurde, machte auf den Marquis von Brinvilliers keinen Eindruck. Ohne sich um seine Frau zu kümmern, fuhr er fröhlich fort, sein Vermögen durchzubringen. Der Vater der Marquise aber, Herr von Dreux d'Aubray, war nicht eben so gleichgültig; denn er hatte die Gewissenhaftigkeit des alten ehemaligen Adels beibehalten. Das regellose Leben seiner Tochter ärgerte ihn; er fürchtete, es würde von demselben ein Makel auf seinen guten Ruf zurückfallen, und wußte einen Verhaftsbefehl auszuwirken, der ihn berechtigte, Sainte Croix zu verhaften, wo er ihn auch träfe. Wir sahen, wie derselbe zur Ausführung gebracht wurde, gerade als Sainte Croix mit der Marquise von Brinvilliers im Wagen saß.

Man wird jetzt begreifen, welche Gewalt sich Sainte Croix bei seinem Charakter anthun mußte, um sich nicht vom Zorn hinreißen zu lassen, als er sich so auf offener Straße angegriffen sah; obgleich er daher während der Fahrt keine Sylbe sprach, so war es doch zu bemerken, daß ein furchtbares Ungewitter sich in seiner Seele zusammenzog und bald zum Ausbruch kommen werde. Den-

noch wußte er dieselbe äußere Ruhe und scheinbare Gleichgültigkeit zu bewahren, die er bis jetzt gezeigt; nicht nur als sich die Thüren vor ihm aufthaten und hinter ihm sich wieder schlossen, die dem Eintretenden schon so oft gleich den Pforten der Hölle rathen, alle Hoffnung draußen zu lassen, sondern auch da noch, als er die gewöhnlichen Fragen beantworten mußte, welche der Gouverneur ihm vorlegte. Seine Stimme blieb unbewegt, und ohne mit der Hand zu zittern, schrieb er seinen Namen in das Gefangenenregister, welches man ihm vorlegte. Gleich darauf forderte ein Kerkermeister, dem der Gouverneur seine Befehle gegeben, den Gefangenen auf, ihm zu folgen, und nachdem sie durch mehrere kalte und feuchte Gänge geschritten, zu denen wohl stellenweise das Licht, nirgends aber die frische Luft Zutritt fand, öffnete er eine Thür, die sich, sobald Sainte Croix eingetreten war, hinter ihm verschloß.

Beim Knarren der Riegel wandte Sainte Croix sich um: der Kerkermeister hatte ihn ohne Licht gelassen; nur das Licht des Mondes, welches durch die Gitterstäbe eines acht bis zehn Fuß über dem Boden befindlichen Fensters hineinfiel, erhellte einen kleinen Theil des Zimmers und beleuchtete gerade ein elendes Bett; der übrige Theil des Kerkers war ganz finster. Einen Augenblick blieb der Gefangene stehen und lauschte; als das Hallen der Tritte sich in der Ferne verlor, und er bestimmt wußte, allein zu sein, warf er sich, auf einer Stufe von Wuth angelangt, in der das Herz sich Luft machen oder brechen muß, mit einem Gebrüll über das Lager hin, das mehr einer wilden Bestie als einem Menschen anzugehören schien, verfluchte die Menschen, die ihn mitten aus seinem lustigen Leben herausgerissen hatten, um ihn in einen Kerker zu werfen, und stieß Verwünschungen aus gegen Gott, weil er sie nicht daran hindere; den Teufel aber rief er zu Hülfe und hätte sich ihm gleich verschreiben mögen, wenn er ihm Rache und Freiheit verschafft.

Kaum hatte er diese Worte gesprochen, so schien es, als habe

sich auf seinen Ruf die Erde aufgethan, und ein abgezehrter bleicher Mann mit langen Haaren und in schwarzem Wamms trat mit langsamem Schritt in die vom Mondlicht beschienene Stelle und näherte sich dem Bette, über welches sich Saint Croix geworfen.

So muthig der Gefangene auch war, diese Erscheinung entsprach seinen Worten zu sehr, als daß er, ein Kind der Zeit, welche noch an Hexerei und schwarze Kunst glaubte, auch nur einen Augenblick hätte zweifeln sollen, daß der böse Feind, der den Menschen unaufhörlich umkreist, seinen Ruf wirklich gehört habe und auf denselben erschienen sei. Er erhob sich vom Bett und griff unwillkührlich nach der linken Seite, wo sich vor Kurzem noch der Griff seines Degens befunden hatte. Bei jedem Schritt, den das seltsame geheimnißvolle Wesen ihm näher kam, fühlte er, wie seine Haare sich heftiger sträubten und ein kalter Schweiß aus seiner Stirn hervorbrach.

Endlich stand die Erscheinung still, und sowohl das Gespenst als der Gefangene schwiegen, einander anstarrend, eine Weile still.

Das geheimnißvolle Wesen nahm zuerst das Wort und sprach mit dumpfer Stimme:

„Junger Mensch, Du hast die Hölle angerufen um Hülfe, Dich an den Menschen zu rächen, die Dich geächtet, und gegen Gott zu ringen, der Dich verläßt. Diese Hülfe biete ich Dir an; hast Du den Muth, sie anzunehmen?“

„Erst sage mir,“ sagte Sainte Croix, „wer Du bist.“

„Was brauchst Du zu wissen, wer ich bin,“ antwortete der Unbekannte, „wenn ich in dem Augenblick erscheine, in dem Du rufst, und Dir anbiete, was Du verlangst?“

„Schadet nichts,“ antwortete Sainte Croix, der immer noch glaubte, mit einem übermenschlichen Wesen es zu thun zu haben; „wenn man einen solchen Vertrag schließt, will man doch wissen, mit wem man zu thun hat?“

„Nun wohl, Du sollst es wissen, wenn Du es durchaus willst, ich bin der Italiener Exili.“

Sainte Croix fühlte einen neuen Schauder kalt durch seine Adern rieseln; denn an die Stelle einer Höllenerscheinung war jetzt eine schreckliche Wirklichkeit getreten; der Name, welchen er eben gehört, hatte damals eine furchtbare Berühmtheit, nicht nur in Frankreich, sondern auch in ganz Italien. Mehrerer Vergiftungen verdächtigt, die ihm nicht bewiesen werden konnten, war Exili aus Rom verjagt und nach Paris gekommen, wo er bald die Aufmerksamkeit der Behörden ebenso sehr auf sich zog, als in seinem Vaterlande; aber auch hier vermochte man den Schüler René's und der Toffana ebenso wenig zu überführen, als in Rom. Obgleich aber keine Beweise verlagen, so war doch die moralische Ueberzeugung so groß, daß man kein Bedenken trug, ihn ins Gefängniß zu werfen. Es wurde ein Verhaftsbefehl ausgefertigt und Exili in die Bastille gebracht. Etwa sechs Monate mochte er sich daselbst befinden, als man auch Sainte Croix hineinbrachte. Da die Zahl der Gefangenen damals bedeutend war und man wenig Platz hatte, ließ der Gouverneur seinen neuen Gast in das Zimmer des Alten bringen, ohne sich einfallen zu lassen, daß er dadurch zwei Höllengeister mit einander paarte.

Jetzt wird der Leser Alles verstehen. Sainte Croix hatte, da der Kerkermeister ihn ohne Licht gelassen, seinen angehenden Cameraden nicht bemerkt. Exili sah aus seinen Verwünschungen, welchen Hasses er fähig sei, und ergriff die Gelegenheit, sich einen ergebenen und mächtigen Schüler heran zu bilden, der, wenn er frei komme, auch ihm die Kerkerthüren öffnen könne, oder wenn er selbst Zeitlebens gefangen bleiben solle, ihn doch an der Menschheit zu rächen vermöge.

Sainte Croix's Widerwille gegen seinen Zellencameraden dauerte nicht lange, und der Lehrer fand an ihm einen würdigen Schüler. Derselbe war mit seinem seltsamen, aus Gutem und Bösem

zusammengesetzten Charakter, mit seinem Gemisch von Vorzügen und Fehlern, von Lastern und Tugenden, auf dem Punkt angelangt, wo ein Princip das andere überwältigen mußte. Wäre ihm jetzt ein edler Mensch begegnet, er wäre vielleicht selbst für die übrige Zeit seines Lebens ein makelloser Charakter geworden; aber er gerieth einem Teufel in die Hände und wurde selber ein Teufel.

Exili war kein gemeiner Vergifter, sondern ein Giftkünstler, wie die Medici's und die Borgia's. Für ihn war der Mord zu einer Kunst geworden, und er hatte ihn festen und bestimmten Regeln unterworfen; so war er dahin gelangt, daß nicht mehr die Habsucht ihn zum Verbrechen veranlaßte, sondern ein unwiderstehliches Verlangen, Versuche zu machen. „Das Schaffen hat Gott sich selber, der rein göttlichen Macht, vorbehalten; das Zerstören hat er der Macht des Menschen überlassen, und nur im Zerstören vermag der Mensch gegen Gott in die Schranken zu treten.“ Das war die Philosophie, das war der Stolz Exili's, des finstern und bleichen Alchymisten der Vernichtung, der es Andern überließ, das Räthsel des Lebens zu suchen, und dem es gelungen war, das Geheimniß des Todes zu finden.

Sainte Croix schwankte einige Zeit, zuletzt aber ließ er sich bereden von der Arglist seines Genossen, der es den Franzosen zum Vorwurf machte, selbst bei dem Verbrechen auf Treue und Glauben zu halten. Er stellte ihm vor, wie ihre Rache fast immer auf sie selber zurückfalle und sie ihrem Feinde unterliegen lasse, während sie doch ihn überleben und mit höhnischem Lächeln seinem Tode zusehen könnten. Er pries ihm, im Gegensatze zu dieser gemeinen Mordart, welche in Frankreich dem Mörder oft einen schrecklichern Tod zuziehe, als der seines Opfers gewesen, die florentinische List mit ihrem lächelnden Munde und ihrem unversöhnlichen Gift. Er nannte ihm die Pulver und Säfte, die theils das Leben so langsam aufzehren, daß der Kranke unter ewigen Klagen hinsiechen

muß, bis er stirbt, theils so schnell und gewaltig wirken, wie der Blitz, ohne dem, der von ihnen betroffen ist, Zeit zu einem Todesschrei zu lassen. Allmälig fand Sainte Croix Geschmack an diesem schrecklichen Spiel, welches das Leben Aller einem Einzigen in die Hände giebt, und als er nach Verlauf eines Jahres die Bastille verließ, war der Zögling fast eben so weit in der höllischen Kunst vorgeschritten, als sein Meister.

Sainte Croix kehrte in die Gesellschaft zurück, die ihn eine Weile verbannt hatte, um ein Geheimniß reicher, mit dem er Alles vergelten konnte. Bald darauf wurde auch Exili, man weiß nicht auf wessen Veranlassung, frei gegeben und suchte Sainte Croix auf, welcher ihm durch seinen Intendanten Martin Breuille ein Zimmer miethen ließ. Dies Zimmer lag in der Sackgasse der Pferdehändler am Platz Maubert in dem Hause einer Frau Brunet.

Es ist nicht bekannt, ob die Marquise von Brinvilliers Gelegenheit gehabt hat, Sainte Croix während seines Aufenthalts in der Bastille zu sehen; soviel aber steht fest, daß nach seiner Befreiung die beiden Liebenden verliebter waren, als je. Die Erfahrung hatte sie jedoch gelehrt, was sie zu befürchten hätten, und so beschlossen sie, so bald als möglich von Sainte Croix's neuen Erfahrungen Gebrauch zu machen, und Herr von Aubray wurde von seiner eignen Tochter zum ersten Opfer ausersehen. So entledigte sie sich eines strengen und ihrem Vergnügen hinderlichen Aufsehers und verbesserte zugleich durch die Erbschaft ihr von ihrem Manne fast ganz durchgebrachtes Vermögen.

Da jedoch ein solcher Schlag, wie der von ihr beabsichtigte, entscheidend sein mußte, so wollte die Marquise das Gift Sainte Croix's zuvor an jemand Anderem versuchen, bevor sie es ihrem Vater beibrachte. Zu diesem Behufe gab sie eines Tages ihrer Kammerzofe Franziska Roussel, die nach dem Frühstücke zu ihr hereintrat, Schinkenschnitte und eingemachte Johannisbeeren. Das Mädchen aß ohne Argwohn, fühlte sich aber fast augenblicklich un=

wohl, empfand Leibschneiden und einen Schmerz am Herzen, als wenn man es mit Stecknadeln stäche. Doch starb sie davon nicht und die Marquise sah, daß das Gift stärker sein müsse, gab es Sainte Croix zurück und ließ sich einige Tage darauf ein anderes von ihm bringen.

Bald erschien die Zeit, es anzuwenden. Herr von Aubray wollte einige Mußetage in seinem Schloß Offemont zubringen, und die Marquise von Brinvilliers bot sich an, ihn zu begleiten. Ihr Vater glaubte, sie habe das Verhältniß mit Sainte Croix gänzlich abgebrochen, und nahm ihr Anerbieten mit Freuden an. Offemont war ein Ort, der zu Ausführung eines Verbrechens so recht geeignet schien. Es lag mitten in einem Walde, drei oder vier Meilen von Compiègne entfernt, und es war zu erwarten, daß alle Hülfe zu spät kommen müsse, wenn das Gift erst angefangen, zu wirken.

Herr von Aubray reiste mit seiner Tochter und einem einzigen Bedienten ab, und noch nie hatte die Marquise sich mit solcher Sorgfalt ihres Vaters angenommen, als während dieser Reise. Auch er war ganz besonders herzlich gegen seine Tochter, da er glaubte, sie bereue ihre frühern Fehltritte und werde sich bessern.

Jetzt kam ihr diese schreckliche Unbeweglichkeit ihres Gesichts zu statten, die wir schon oben erwähnt haben; sie war auaufhörlich in der Nähe des Vaters, schlief in einem Zimmer, welches an sein Schlafzimmer stieß, saß mit ihm zu Tische, sorgte für alle seine Bequemlichkeiten und überhäufte ihn mit Liebkosungen und Gefälligkeiten; ja sie gab es nicht einmal zu, daß ihn jemand Anderes bediene, und dabei wußte sie, trotz ihrer niederträchtigen Anschläge, stets ein lächelndes offenes Gesicht zu machen, auf dem selbst ein argwöhnisches Auge nichts als Zärtlichkeit und kindliche Liebe bemerken konnte. Mit dieser regungslosen Larve vermöchte sie es, ihm eines Abends eine vergiftete Brühe vorzusetzen. Herr von Aubray nahm sie aus ihren Händen, sie sah ihn das Getränk

an den Mund setzen und verfolgte die tödtliche Flüssigkeit mit ihren Augen gleichsam bis in den Magen, jedoch nicht die kleinste Bewegung verrieth auf ihrem marmornen Gesicht die Angst, welche in ihrem Busen toben mußte. Als Herr von Aubray Alles ausgetrunken hatte und die Tasse wieder auf den Teller setzte, welchen sie ihm ohne zu zittern hinhielt, ging sie in ihr Zimmer zurück und lauschte. Die Wirkungen des Tranks stellten sich sehr bald ein; die Marquise hörte ihren Vater mehrmals klagen und bald darauf ängstlich stöhnen; als er endlich den Schmerzen nicht mehr widerstehen konnte, rief er mit lauter Stimme nach seiner Tochter. Die Marquise trat ein.

Diesmal aber trug ihr Gesicht den Ausdruck so lebhafter Besorgniß, daß Herr von Aubray selbst sie über seinen Zustand beruhigen mußte. Er glaubte, nur von einer kleinen Unpäßlichkeit befallen zu sein, und erlaubte nicht, daß man einen Arzt zu ihm bemühe. Doch bekam er ein so heftiges Erbrechen und einen so unerträglichen Schmerz im Magen, daß er den Bitten seiner Tochter nachgab und nach ärztlichem Beistand zu schicken befahl. Gegen acht Uhr morgens kam ein Arzt an, schon war aber Alles wieder verschwunden, was ihn auf die rechte Spur hätte führen können. Der Doctor sah in dem, was ihm Herr von Aubray erzählte, nur die Soymptme eines verdorbenen Magens, behandelte ihn demgemäß und entfernte sich wieder. Den ganzen Tag wich die Marquise nicht von seiner Seite, und als die Nacht kam, ließ sie ihr Bett in sein Zimmer schaffen und erklärte, daß sie allein bei ihm wachen wolle. So konnte sie die Entwickelung der durch sie hervorgebrachten Krankheit mit ansehen und den Kampf beobachten, welchen Tod und Leben mit einander kämpften.

Am andern Tage kam der Doctor zurück; Herr von Aubray befand sich schlechter; das Erbrechen hatte zwar aufgehört, aber die Magenschmerzen waren heftiger und in seinen Eingeweiden fühlte er eine beunruhigende Gluth. Der Arzt verordnete eine Be-

handlung, welche die Rückkehr nach Paris nothwendig machte. Allein er war schon so schwach, daß er zweifelhaft war, ob er sich nicht lieber bloß nach Compiègne bringen lassen solle; die Marquise jedoch bestand so sehr darauf, daß er auf das Sorgfältigste und von den geschicktesten Aerzten behandelt werden müsse, daß er sich endlich entschloß, nach Paris zurückzukehren.

Er machte die Fahrt in seinem Wagen liegend, den Kopf auf die Schulter seiner Tochter gestützt. Keinen Augenblick fiel sie aus der Rolle, sondern blieb auf der ganzen Reise dieselbe, bis zur Ankunft in Paris. Alles war gegangen, wie die Marquise es gewünscht; der Schauplatz des Trauerspiels hatte sich geändert. Der Arzt, welcher die ersten Symptome des Uebels gesehen, sollte den Todeskampf nicht sehen, und kein Auge hätte aus dem Verlauf des Uebels die Ursache desselben errathen können; der leitende Faden war mitten entzwei gerissen und die beiden Hälften zu weit von einander entfernt, als daß es möglich scheinen konnte, sie wieder zusammen zu knüpfen.

Ungeachtet der eifrigsten Sorgfalt, mit der man ihn behandelte, wurde Herr von Aubray von Stunde zu Stunde schlechter. Die Marquise blieb ihrem Plan getreu und verließ ihn keinen Augenblick, bis er nach viertägigem Todeskampf in den Armen seiner Tochter starb. Bevor er die Augen schloß, gab er der Mörderin noch seinen väterlichen Segen.

Jetzt brach der Schmerz der Marquise so heftig aus und machte sich in so lautem und anhaltendem Schluchzen Luft, daß ihre Geschwister neben ihr als kalte Menschen erschienen; da Niemand den mindesten Argwohn hegte, wurde der Leichnam keiner Besichtigung unterworfen, und das Grab schloß sich, ohne daß auch nur eine Spur von Verdacht an ihr gehaftet hätte.

Allein die Marquise hatte doch nur zur Hälfte ihr Ziel erreicht; ihre Freiheit war jetzt freilich unbeschränkt, aber die Erbschaft fiel nicht so glänzend aus, als sie gehofft hatte. Der größere Theil

der Güter fiel nebst der Stelle ihrem ältern und ihrem jüngern Bruder zu, welcher Letztere Parlamentsrath war; mithin hatte sich die Vermögenslage der Marquise nur unbedeutend verbessert.

Sainte Croix führte unterdeß ein lustiges und üppiges Leben; obgleich Niemand von seinem Vermögen etwas wußte, hatte er doch einen Intendanten, Namens Martin, drei Bediente, Georg, Lapierre und Lachaussée, Pferde und Wagen und außerdem für seine nächtlichen Besuche zwei Sänftenträger. Da er übrigens jung und schön war, fragte man nicht viel danach, womit er diesen Aufwand bestreite, denn man war es damals allzu gewohnt, daß wohlaussehende junge Herren es sich an nichts fehlen ließen, und von Sainte Croix sagte man, er habe den Stein der Weisen gefunden.

Er stand mit mehreren theils durch ihren Adel, theils durch ihr Vermögen angesehenen Personen in freundschaftlichem Verhältniß; unter den Letztern muß besonders Reich von Penautier, Oberschatzmeister von Languedoc, erwähnt werden, ein Millionär, einer von den Menschen, denen Alles glückt und die mittels ihres Geldes Gesetze geben zu können scheinen, wie sie wollen, selbst der Natur.

Reich von Penautier stand in Geschäftsverbindung mit einem gewissen Alibert, seinem ersten Geschäftsführer; dieser stirbt plötzlich an einem Schlagfluß, was Penautier früher erfährt, als die Familie des Verstorbenen. Die Contracte zwischen Penautier und seinem Compagnon verschwinden, ohne daß man weiß, auf welche Art, und Alibert's Frau und Kinder sind an den Bettelstab gebracht.

Der Schwager Alibert's, ein Herr von Madelaine, hat einen unbestimmten Verdacht und will über die näheren Umstände der Todesart seines Verwandten ins Reine kommen. Er stellt Nachforschungen an; kaum hat er sie aber begonnen, als auch er plötzlich stirbt.

In einem Punkt jedoch schien das Glück seinen Günstling ver-

lassen zu haben. Penautier hatte große Lust, Nachfolger des Herrn von Menevilette zu werden, welcher Generaleinnehmer der geistlichen Abgaben war, da dieser Posten fast 60,000 Livres eintrug. Da er wußte, daß Herr von Menevilette zu Gunsten Peter Hannivels, Herrn von Saint Laurent, seine Stelle niederlegen wollte, that er alle möglichen Schritte, seine Gunst zu erkaufen; aber von den Herren von der Geistlichkeit unterstützt, erhielt Herr von Saint Laurent die genannte Nachfolge ganz umsonst, was bisher noch nie geschehen war. Penautier bot ihm darauf 40,000 Thaler, wenn er mit ihm die Stelle gemeinschaftlich übernehmen wolle, allein Saint Laurent ging auf dies Anerbieten nicht ein. Ihre Verhältnisse wurden deshalb jedoch nicht abgebrochen, und sie fuhren fort, mit einander umzugehen; übrigens galt Penautier für einen vom Schicksal so sehr begünstigten Mann, daß man glaubte, er werde die sehr gewünschte Stelle doch erhalten. Diejenigen, welche an die geheimen Künste der Alchymie nicht glauben wollten, meinten, Penautier stände mit Sainte Croix in Verbindung.

Als die Trauerzeit um war, gewann das Verhältniß zwischen der Marquise und Sainte Croix wieder die vormalige Oeffentlichkeit, und bald ließen ihre Brüder, die Herren von Aubray, durch ihre Schwester, welche in einem Karmeliterkloster lebte, ihr Vorstellungen machen, woraus sie sah, daß ihr Vater ihren Brüdern die Aufsicht über ihren Lebenswandel übergeben hatte. So war das erste Verbrechen der Marquise fast unnütz gewesen; sie wollte sich der Aufsicht ihres Vaters entledigen und sein Vermögen erben, aber dies Vermögen war nur theilweise in ihre Hände gekommen, und mit dem, was sie geerbt, hatte sie kaum ihre Schulden bezahlt. Nun begannen noch die alten Vorwürfe wieder, und zwar von Seiten ihrer Brüder, von denen der eine kraft seines Amts als Civilrichter sie noch einmal von ihrem Geliebten trennen konnte.

Dem mußte vorgebeugt werden. Lachaussée verließ den Dienst Sainte Croix's und trat drei Monate später durch Vermittelung der

Marquise in den des Parlamentsraths, welcher mit seinem Bruder, dem Civilrichter, zusammenwohnte.

Diesmal durfte kein so schnell tödtliches Gift gebraucht werden, als das, welches Herrn von Aubray in die andere Welt spedirt hatte; denn es hätte Verdacht erregt, wenn der Tod in einer Familie so schnell aufgeräumt hätte. Man begann wieder Versuche zu machen; aber nicht an Thieren, denn die anatomischen Unterschiede, welche zwischen den verschiedenen Organismen stattfinden, hätten ihre Wissenschaft täuschen können: sondern wie das erste Mal, an Menschen; man experimentirte in anima vili.

Die Marquise war als eine fromme, wohlthätige Frau bekannt, und selten wandte sich die Armuth an sie, ohne Hülfe zu finden, ja sie machte es sogar wie jene Nonnen, welche sich der Krankenpflege widmen, besuchte oft die Hospitäler und schickte Wein und Arzenei hin. Man fand es daher ganz in der Ordnung, als sie wieder einmal im Hotel-Dieu erschien und für die Genesenden Kuchen und eingemachte Sachen mitbrachte; wie immer, wurden ihre Gaben mit Dank angenommen.

Einen Monat später ging sie wieder in das Hospital und erkundigte sich nach einigen Kranken, an deren Ergehen sie lebhaft Theil nehme. Bald nach ihrem vorigen Besuche hatten sie einen Rückfall bekommen, die Krankheit einen ganz anderen Charakter angenommen und sich viel schwerer gezeigt. Eine unheilbare Abzehrung, welche sie auf eine befremdende Art hinwelken ließ, hatte sie langsam dem Tode in die Arme geführt, und die Aerzte, welche sie fragte, wußten nichts Anderes zu sagen, als daß ihre Krankheit ihnen durchaus unbekannt sei und allen Erfahrungen ihrer Wissenschaft Hohn spreche.

Vierzehn Tage später kam sie wieder; einige waren schon gestorben, andere lebten noch, lagen jedoch in einem bejammernswerthen Zustande danieder, gleich lebendigen Skeletten, denen weiter nichts geblieben, als Stimme, Gesicht und Adern.

Nach zwei Monaten waren alle gestorben, und die Wissenschaft war bei der Leichenschau eben so blind geblieben, als sie bei der Behandlung der Krankheit rathlos gewesen.

Solche Versuche waren sehr ermuthigend, und Lachaussée erhielt bald darauf den Auftrag, zur Ausführung des ihm Befohlenen zu schreiten.

Als eines Tages der Civilrichter klingelte und Lachaussée, der, wie wir gesagt haben, dem Parlamentsrath diente, eintrat, um nach seinen Befehlen zu fragen, fand er ihn mit seinem Schreiber bei der Arbeit und erhielt den Auftrag, ein Glas Wasser mit Wein zu bringen. Bald darauf erschien der Bediente mit dem Verlangten.

Der Civilrichter setzte das Glas an die Lippen, aber beim ersten Schluck stieß er es zurück und rief:

„Was hast Du mir da gebracht, Du Schuft, ich glaube, Du willst mich vergiften."

Darauf reichte er das Glas dem Secretär und sagte:

„Untersuchen Sie doch einmal, was darin ist."

Der Secretär nahm einen Theelöffel voll und brachte die Flüssigkeit an seine Nase und an den Mund: sie hatte den Geruch und die Schärfe des Vitriols. Unterdeß trat Lachaussée an den Secretär heran und sagte: er wisse schon, was es sei; ein Kammerdiener des Parlamentsrathes habe heute früh Medicin genommen, und er habe ohne Zweifel das Glas gebracht, dessen sein Camerad sich bedient; er nahm das Glas dem Secretär aus den Händen, that, als setze er es an die Lippen und sagte: es sei derselbe Geruch, den die Medicin gehabt; darauf goß er die Flüssigkeit in den Kamin.

Da der Civilrichter zu wenig untergeschluckt, als daß ihn das Gift hätte belästigen können, vergaß er diesen Umstand bald, und von dem Verdacht, der ihm gleichsam instinctmäßig vor die Seele getreten, blieb keine Spur zurück. Als Sainte Croix und die

Marquise sahen, daß ihr Versuch diesmal fehl geschlagen, beschlossen sie, ein anderes Mittel anzuwenden, sollten sie auch zugleich mehrere Personen mit in ihr Mordnetz hineinziehen.

Drei Monate vergingen, ohne daß ihnen die Gelegenheit günstig war; da endlich reiste in den ersten Apriltagen des Jahres **1670** der Civilrichter mit seinem Bruder auf sein Landgut Villequoy, um daselbst die Osterfeiertage zu verleben; Lachaussée begleitete seinen Herrn, nachdem er kurz vor der Abreise neue geheime Aufträge erhalten.

Schon am folgenden Tage, nachdem sie auf das Land gereist, wurde eine Taubenpastete aufgetragen. Sieben Personen, die von derselben gegessen, wurde nach der Mahlzeit unwohl, drei Andere dagegen, die dieselbe nicht berührt, blieben vollkommen gesund.

Zu denen, auf welche das Gift besonders wirkte, gehörten der Civilrichter, der Parlamentsrath und ein Landedelmann. Zuerst bekam der Civilrichter Erbrechen; sei es, weil er am meisten gegessen, oder weil ihn die geringe Quantität von Gift, die sein Körper schon bei jenem mißlungenen Versuch aufgenommen, ihn schon etwas geschwächt hatte; zwei Stunden später ging es dem Parlamentsrath ebenso; die übrigen empfanden mehrere Tage lang heftige Magenschmerzen, allein Anfangs flößte ihr Zustand nicht dieselben Besorgnisse ein, wie der der beiden Brüder.

Auch diesmal konnten die Aerzte nichts ausrichten. Am **12.** April, also fünf Tage nach der Vergiftung, kehrten die Brüder nach Paris zurück, Beide so verändert, daß man glauben mußte, sie hätten eben eine lange und schwere Krankheit überstanden. Frau von Brinvilliers befand sich damals auf dem Lande, von welchem sie, so lange die Krankheit ihrer Brüder dauerte, nicht zurückkehrte.

Als er zum ersten Male die Aerzte befragte, war schon alle Hoffnung verloren. Es zeigten sich die Symptome desselben Uebels, an welchem Herr von Aubray, der Vater, gestorben war. Man

hielt dasselbe für eine unbekannte erbliche Krankheit und gab den Patienten verloren.

Wirklich wurde sein Zustand immer schlimmer; er hatte eine unüberwindliche Abneigung gegen alles Fleisch und das Erbrechen hörte nicht auf. In den drei letzten Tagen seines Lebens klagte er, einen brennenden Heerd in der Brust zu fühlen, und die innere Gluth, die ihn verzehrte, schien gleichsam aus den Augen herauszuschlagen, dem einzigen Theil am Körper, der noch Leben zeigte, als er beinahe schon eine Leiche war. Er starb erst am 17. Juni. Das Gift hatte somit zweiundsiebenzig Tage gebraucht, um seine Aufgabe zu erfüllen.

Schon begann der erste Keim des Verdachts sich zu entwickeln; die Leiche des Oberrichters wurde geöffnet, und man fand den Magen und den Zwölffingerdarm geschwärzt und in Stücke zerfallend, die Leber zerfressen und verbrannt. Man erkannte, daß Gift hier gewirkt haben müsse; da jedoch gewisse krankhafte Absonderungen von Flüssigkeiten zu bemerken waren, wagte man nicht mit Bestimmtheit zu behaupten, daß der Civilrichter eines unnatürlichen Todes gestorben sei: er wurde daher begraben, ohne daß man eine weitere Untersuchung anstellte.

Bachot, der Arzt des Parlamentsrathes, hatte besonders darum auf die Oeffnung der Leiche gedrungen, um sein Verfahren bei der Behandlung des Bruders des Verstorbenen nach den Ergebnissen der Section einzurichten, da dieser an derselben Krankheit zu leiden schien. Er hoffte im Tode die Waffen zur Vertheidigung des Lebens zu finden. Der Parlamentsrath hatte ein hitziges Fieber und wurde unaufhörlich von unglaublich heftigen geistigen Beängstigungen und Krämpfen geplagt. In keiner Körperlage konnte er länger als einige Minuten aushalten. Das Bett war ihm eine Folterbank, und dennoch sehnte er sich sogleich wieder in dasselbe zurück, sobald er es verlassen hatte, um wenigstens in seinen Schmerzen einige Abwechslung zu haben. Nach drei Monaten

starb er. Magen, Zwölffingerdarm und Leber fand man in demselben Zustande, wie bei seinem Bruder; außerdem war sein Körper auch äußerlich brandig geworden, was, wie die Aerzte behaupteten, ein unzweideutiges Zeichen von Vergiftung sei, obgleich bei einem verdorbenen Zustande der Säfte zuweilen dieselbe Erscheinung vorkomme. Auf Lachaussée fiel der Verdacht so ganz und gar nicht, daß der Verstorbene ihm sogar für seine geleisteten guten Dienste ein Vermächtniß von hundert Thalern aussetzte; von Sainte Croix und der Marquise erhielt er tausend Francs.

So viel Unglück in einer Familie setzte nicht nur manche Herzen in Trauer, sondern flößte auch ein gewisses Entsetzen ein. Der Tod ist doch nur blind, sagte man, und hat keinen Haß; warum hat er es denn so wüthend darauf angelegt, Alles zu vernichten, was denselben Namen führt? Dennoch ahnte Niemand die Schuldigen; die Marquise legte Trauer an um ihre Brüder, Sainte Croix fuhr fort in seiner unsinnigen Verschwendung, und Alles ging wieder den alten Gang.

In dieser Zeit hatte Sainte Croix mit Herrn von Saint Laurent Bekanntschaft gemacht, demselben, dessen Stelle Penautier so sehnlich, aber vergeblich gewünscht, und ein inniges Verhältniß mit ihm angeknüpft. Obgleich Herr Penautier unterdeß seinen Schwiegervater, Herrn Lesecq beerbt, der gestorben war, als man es nicht im Mindesten vermuthete, und ihm außer der zweiten Einnehmerstelle in Languedoc sehr beträchtliche Summen hinterlassen, hörte er doch nicht auf, nach dem Posten bei der geistlichen Steuerpartie zu trachten. Auch hier wollte der Zufall ihm wohl: einige Tage, nachdem er von Sainte Croix einen neuen Bedienten, Georg, erhalten, wurde Herr von Saint Laurent krank und litt an demselben Uebel, an welchem die Aubray's, Vater und Söhne, gestorben waren, nur daß es bei ihm viel heftiger war und ihm schon binnen vierundzwanzig Stunden unter den gräßlichsten Schmerzen den Garaus machte. An demselben Tage noch kam ein Be-

amter des obersten Gerichtshofes in sein Haus, ließ sich alle besonderen Umstände der Krankheit und der Todesart seines Freundes erzählen und sagte, als man ihm darüber berichtet, zum Notar Sainfray in Gegenwart der Dienerschaft, man müsse die Leiche öffnen. Eine Stunde später war Georg verschwunden, ohne Jemand etwas zu sagen und ohne vorher seinen Lohn zu verlangen. Dadurch wuchs der Verdacht, doch blieb er auch diesmal noch unbestimmt. Die Leichenschau zeigte allgemeine Erscheinungen, die nicht bei Vergiftungen allein vorkommen; nur waren die Eingeweide, die das Gift nicht die Zeit gehabt hatte, zu verbrennen, wie bei den Aubray's, voll röthlicher Flecken, die wie Flohstiche aussahen.

Im Juni des Jahres 1669 erhielt Penautier die Stelle des verstorbenen Herrn von Saint Laurent.

Die Wittwe des Letzteren hatte jedoch Verdacht gefaßt, und dieser war durch die Flucht Georgs beinahe zur Gewißheit geworden. Noch ein Umstand bestärkte sie in ihren Vermuthungen und machte dieselben zu ihrer Ueberzeugung. Ein Abbé, der zu den Freunden des Verstorbenen gehörte und um das Verschwinden Georgs wußte, begegnete demselben einige Tage später in der Straße des Maçons, nahe der Sorbonne. Beide gingen auf derselben Seite und ein Fuder Heu versperrte gerade einen Augenblick den Weg. Georg blickt auf, bemerkt den Abbé, erkennt in ihm einen Freund seines ehemaligen Gebieters und kriecht schnell, trotz der Gefahr, von den Rädern zermalmt zu werden, unter dem Wagen durch, um auf die andere Seite zu kommen und den Augen eines Mannes auszuweichen, dessen bloßer Anblick ihn an sein Verbrechen erinnert und ihn die Bestrafung fürchten läßt.

Frau von Saint Laurent strängte eine Klage gegen Georg an, aber er war trotz aller Nachsuchungen nicht wieder ausfindig zu machen.

Diese vielfachen plötzlichen Todesfälle machten in Paris Auf-

sehen und die Stadt fing an, in Schrecken zu gerathen. Sainte Croix, der immer noch den eleganten, lustigen Cavalier spielte, vernahm in den Gesellschaften allerlei Gerüchte, die ihn beunruhigen mußten. Noch zwar fiel auf ihn nicht der mindeste Verdacht; aber Vorsicht war nicht überflüssig: er beschloß daher, sich eine Stellung zu verschaffen, die ihn jeder Ursache zur Furcht überhebe. Ein Amt beim Könige sollte eben offen werden, welches hunderttausend Thaler kostete. Wie gesagt, Sainte Croix hatte scheinbar kein Vermögen, aber dennoch verbreitete sich das Gerücht, er werde die Stelle kaufen.

Er wandte sich an Belleguise, die ihm das Geld von Penautier auswirken sollte. Dieser aber machte einige Schwierigkeiten, da die Summe etwas zu groß war und der Millionär Sainte Croix's Hülfe nicht mehr bedurfte, da er bereits alle Erbschaften gemacht, auf welche er irgend rechnen durfte. Er versuchte daher, ihn von dem Plane, die Stelle zu kaufen, wieder abzubringen.

Allein Sainte Croix schrieb ihm darauf folgenden Brief durch Belleguise:

„Ich begreife es nicht, Theuerster, daß ich Ihnen noch neue „Ermahnungen zukommen lassen muß, um Sie zu einer so schö„nen Unternehmung zu bestimmen, die, wie Sie wissen, für uns „so ungemein wichtig ist und uns Beiden Ruhe für unsere ganze „übrige Lebenszeit verschaffen kann! Meine Ansicht von der Sache „ist, daß der Teufel dreinschlagen soll, wenn Sie nicht vernünftig „sind. Ich ersuche Sie, Theuerster, sein Sie vernünftig und ge„hen Sie ein auf meinen Vorschlag, so widerhaarig er Ihnen „ist; nehmen Sie ihn so schief und krumm wie möglich und Sie „werden doch finden müssen, daß Sie mir auf der Stelle die „Genugthuung zu geben haben, daß Ihre eigene Sicherheit ein „Hauptgrund meiner Idee ist, da alle unsere Vortheile auf diesem „einen Punkt zusammentreffen. Also, Theuerster, helfen Sie mir „ja, ich bitte sehr dringend; sein Sie überzeugt, ich werde stets

„erkenntlich sein, und vergessen Sie nicht, daß Sie noch nie etwas „gethan, was mir und Ihnen so angenehm sein muß, wie das, „was ich Ihnen zu thun vorgeschlagen. Kannst Du noch heute „Nachmittag kommen, so werde ich zu Hause oder in der Nach„barschaft sein (an dem bekannten Orte) oder ich warte morgen „auf Dich, oder, je nach Deiner Antwort, suche Dich selbst „auf. Stets von ganzem Herzen der Deinige."

Sainte Croix's Wohnung befand sich in der Bernardinerstraße und der Ort in der Nachbarschaft, wo er Belleguise erwarten wollte, war das Zimmer, welches er angeblich für seinen Intendanten bei der Wittwe Brunet in der Sackgasse beim Platze Maubert gemiethet hatte.

In diesem Zimmer und beim Apotheker Glazer machte Sainte Croix seine Versuche; allein das Gift war vermöge einer Gerechtigkeit der Natur denen selbst verderblich, die es zubereiteten. Der Apother wurde krank und starb; Martin bekam fürchterliches Erbrechen, das ihn gleichfalls auf's Sterbebette niederwarf, und auch Sainte Croix fühlte sich, ohne recht zu wissen warum, so unwohl, daß er vor Schwäche nicht mehr ausgehen konnte. Er ließ sich einen Destillirofen von Glazer auf sein Zimmer bringen, um, so leidend er war, seine Versuche fortzusetzen und seine Erfahrungen zu bereichern.

Er sann nämlich schon lange auf ein Gift von so großer Feinheit und Kraft, daß die bloße Einathmung seines Duftes augenblicklich tödte. Er hatte von der vergifteten Serviette gehört, deren Berührung den jungen Dauphin, den Bruder Karl VII. getödtet, und noch nicht besonders alte Ueberlieferungen erinnerten ihn an die Handschuhe der Johanne Albret; diese Geheimnisse waren verloren gegangen und Sainte Croix hoffte sie wieder zu entdecken.

Jetzt aber trug sich eine von allen Betheiligten unerwartete Begebenheit zu. Gerade als Sainte Croix, über seinen Tiegel hingeneigt, das verderbenbringende Präparat den höchsten Grad von

Schärfe erreichen sah, fiel ihm die gläserne Larve vom Gesicht, die er stets vor hatte, um sich vor den tödlichen Ausdünstungen zu schützen, und er stürzte sogleich zusammen, wie vom Blitze erschlagen.

Um die Zeit des Abendessens vermißte ihn seine Frau und klopfte an die Thür seines Zimmers. Da Niemand ihr antwortete, sie auch wußte, daß ihr Mann mit geheimnißvollen und lichtscheuen Beschäftigungen sich abgebe, fürchtete sie, es sei ihm ein Unglück begegnet, und rief die Dienerschaft zu Hülfe, welche sogleich die Thür einschlug und Sainte Croix neben seinem Schmelztiegel todt ausgestreckt fand; die gläserne Maske lag zerschlagen am Boden.

Es war unmöglich, diesen plötzlichen und so eigenthümlichen Tod zu verheimlichen, da die Dienerschaft die Leiche gesehen hatte. Sainte Croix's Hinterlassenschaft wurde von der Polizei versiegelt, nachdem seine Frau nur die Tiegel und die gläserne Maske auf die Seite geschafft hatte.

Dies Ereigniß wurde bald in ganz Paris ruchbar, da Sainte Croix sehr bekannt war und der Umstand, daß er sich eine Hofstelle kaufen wollte, seinen Namen noch mehr verbreitet hatte. Lachaussée erfuhr als einer der Ersten den Tod seines Herrn und machte sogleich Einwendungen gegen die Versiegelung seiner Hinterlassenschaft. „Er habe," sagte er, „sieben Jahre lang in den Diensten des Verstorbenen gestanden und vor zwei Jahren demselben 200 Pistolen und 100 harte Thaler in Verwahrung gegeben, die man nebst einer Bescheinigung, daß die Summe ihm gehöre, in dem Zimmer Sainte Croix's finden müsse. 'Er fordere diese Summe zurück."

Sobald die Marquise, welcher alle Geheimnisse jenes Zimmers bekannt waren, von diesem Ereigniß hörte, eilte sie zu dem Commissär und verlangte ihn zu sprechen, obgleich es schon zehn Uhr Abends war. Der Commissär schlief schon, und so dringend sie bat, mußte sie doch unverrichteter Sache wieder abziehen. Sie wollte

hauptsächlich ein Kästchen uneröffnet wieder haben, welches sich in Sainte Croix's Zimmer befand. Am folgenden Morgen schickte sie einen Mann zum Commissär, welcher demselben 50 Louisdor bot, wenn er ihr das Kästchen einhändigen wolle. Aber der Commissär antwortete, das Kästchen befinde sich unter den versiegelten Sachen; wenn man die Siegel löse, werde man es öffnen, und wenn der Inhalt desselben ihr gehöre, ihr ihn unverkürzt wieder geben.

Diese Antwort traf die Marquise wie ein Donnerschlag. Sie hatte jetzt keine Zeit zu verlieren und reiste noch denselben Abend nach Lüttich ab, wo sie am dritten Tage ankam und in einem Kloster Unterkommen suchte.

Als man am 8. August zur Lösung der Siegel schreiten wollte, erschien ein Bevollmächtigter der Marquise und gab folgenden Vorbehalt zu Protokoll:

„Wenn sich in jenem Kästchen eine Verschreibung über 30,000 Livres mit ihrer Unterschrift finde, so sei dies ein Document, welches man ihr abgelistet, und das sie, falls die Unterschrift wirklich echt sei, doch für null und nichtig erkläre.

Darauf schritt man zur Oeffnung des Zimmers und legte zuerst die Papiere in Ordnung. Dabei fiel ein kleines Röllchen herunter, auf welchem geschrieben stand: Meine Beichte. Da man Sainte Croix noch für einen Ehrenmann hielt, beschloß man, diese Papiere nicht zu lesen, und Sainte Croix's Beichte wurde verbrannt. Gleich darauf schritt man zur Oeffnung des Kästchens, welches Frau von Brinvilliers zurückverlangt; denn gerade durch ihr eifriges Bestreben, dasselbe wieder zu bekommen, hatte sie die allgemeine Neugier erregt. Obenauf lag in demselben ein Blättchen Papier, auf welchem unter der Ueberschrift: Mein Testament Folgendes stand:

„Ich bitte Jeden, in dessen Hände dies Kästchen kommt, dasselbe der Frau Marquise von Brinvilliers eigenhändig abzugeben,

da Alles, was sich in demselben befindet, nur ihr gehört und überdies Niemand nutzen kann. Falls sie aber früher sterben sollte als ich, es uneröffnet zu verbrennen. Wer dem zuwiderhandelt, auf dessen Gewissen schiebe ich die Schuld alles daraus entstehenden Unheils; dies ist mein letzter Wille.

Paris den 25. Mai 1672.

Sainte Croix."

Am Rande standen noch folgende Worte:

„Ein Päckchen ist an Herrn von Penautier adressirt und soll demselben übergeben werden."

Natürlich wurde hierdurch die Neugierde nur noch mehr erregt, und man war weit davon entfernt, den Vorschriften des Verstorbenen nachzukommen.

Zunächst fand man ein mit acht verschiedenen Siegeln versehenes Päckchen, auf dem stand:

„Nach meinem Tode zu verbrennen, da der Inhalt Niemand etwas angeht."

In demselben lagen zwei andere Päckchen mit Sublimat. In einem andern, eben so beschriebenen, fand man eine halbe Unze Sublimat, zwei und eine halbe Unze römisches Vitriol und gepülvert zubereitetes Vitriol. Außerdem war in dem Kästchen eine ziemlich große Flasche, etwa einen Schoppen haltend und angefüllt mit einer wasserklaren Flüssigkeit; in einem andern Fläschchen fand man ein halb Nößel wasserklare Flüssigkeit, auf deren Boden ein weißlicher Niederschlag bemerkbar war; kurz, eine Menge schädlicher Stoffe, und es wurde jetzt schon Allen klar, daß Sainte Croix Giftmischerei getrieben. Außer diesen giftigen Substanzen lagen in dem Kästchen noch 34 Briefe von Frau von Brinvilliers, ein Röllchen mit 27 Zetteln, überschrieben: „Merkwürdige Geheimnisse, und endlich zwei Verschreibungen, die eine über 30,000 Francs von der Marquise, die andere von Penautier über 10,000. Das Datum der Erstern stimmte mit der Todeszeit des

Herrn von Aubray, des Vaters, das der Letztern mit dem Todestage des Herrn von Saint Laure. Man sieht, Sainte Croix hatte verschiedene Sätze und ließ sich den Vatermord theurer bezahlen, als den gewöhnlichen Mord.

Er vermachte also seine Gifte seinem Freunde und seiner Geliebten, mithin mußten die schon vollbrachten Verbrechen ihm wohl noch nicht genügen, und er auch an den noch in Zukunft und nach seinem Tode auszuübenden mitschuldig sein wollen.

Zunächst ließ man die verschiedenen vorgefundenen Substanzen chemisch analysiren und an Thieren versuchen. Folgenden Bericht machte der Apotheker Guy Simon.

„Dieses künstliche Gift entzieht sich allen Untersuchungen, denen man es unterwirft; es ist so versteckt, daß man es nicht erkennen kann; so fein, daß es der Kunst entschlüpft, und so unmerklich wirkend, daß die Aerzte ihm nicht auf die Spur kommen können. Alle bisherigen Erfahrungen, welche man über Gifte gemacht hat, werden von diesem Gift widerlegt. Das gewöhnliche Gift geht im Wasser unter, dieses schwimmt; vom gewöhnlichen Gift werden im Feuer die unschädlichen Stoffe verzehrt, so daß nur das allerschärfste übrig bleibt: das Gift Sainte Croix's aber verflüchtigt sich im Feuer und läßt einen ganz unschuldigen Stoff zurück; in Thieren verbrennt das gewöhnliche Gift die Eingeweide und verdirbt alle Theile, die es berührt; bei Anwendung dieses Giftes aber scheint das getödtete Thier in allen seinen Theilen unverletzt und gesund; während es im Körper eine Quelle des Todes fließen läßt, ist es doch so schlau eingerichtet, daß das Bild und die Zeichen des Lebens übrig bleiben. Ich habe einen Truthahn, eine Taube, einen Hund und noch einige andere Thiere mit den Flüssigkeiten aus den beiden Fläschchen vergiftet, und als ich sie nach ihrem Tode öffnete, nichts Bemerkenswerthes gefunden, als etwas Blutwasser im Herzbeutel. Eine Katze, die ich mit einem von den gefundenen weißen Pülverchen vergiftete, hatte eine halbe Stunde

lang heftiges Erbrechen und starb am folgenden Tage, als ich sie jedoch öffnete, war nirgends eine Spur von Gift zu finden."

Man dachte jetzt wieder an die vielen plötzlichen und unerwarteten Todesfälle und setzte mit denselben die beiden Verschreibungen der Marquise und Penautier's in Verbindung, welche Blutpreise zu sein schienen. Die Eine war aber abwesend und der Andere zu mächtig und reich, als daß man hätte wagen sollen, ihn ohne Beweise zu verhaften. Zunächst hielt man sich daher an Lachaussée.

In seinem Schreiben hatte derselbe gesagt, er stehe seit sieben Jahren in Sainte Croix's Dienst, mithin betrachtete er die Zeit, die er in dem Hause der Aubray's zugebracht hatte, nicht als eine Unterbrechung; den Beutel hatte man genau an der Stelle gefunden, die er angegeben. Lachaussée mußte also im Zimmer bekannt sein; war er im Zimmer bekannt, so mußte er auch um das Kästchen wissen; wußte er um das Kästchen, so konnte er nicht unschuldig sein.

Dies genügte, ihn verdächtig zu machen, und die Wittwe des Civilrichters d'Aubray gab sogleich eine Klage gegen ihn ein, auf Grund deren er verhaftet wurde. Im Augenblick der Verhaftung hatte er Gift bei sich. Die Sache kam vor das Pariser Stadtgericht. Lachaussée leugnete auf das Hartnäckigste, und da die Richter glaubten, daß noch nicht genug Beweise gegen ihn vorlägen, verurtheilten sie ihn zur vorbereitenden Tortur. Man hatte nämlich zwei Arten von Tortur, die vorbereitende und die sogenannte vorhergehende. Die erstere fand statt, wenn die Richter noch nicht mit sich einig waren und sich durch die Geständnisse des Schuldigen selbst Ueberzeugung verschaffen wollten; die zweite dagegen fand nach gesprochenem Urtheil statt und hatte zum Zweck, das Geständniß der Mitschuldigen zu erzwingen.

Es kam oft vor, daß der Bestrafte in der ersten die gräßlichsten Schmerzen überstand, in der Hoffnung, dadurch sein Leben

zu retten, während er in der zweiten, indem ihm durch das Urtheil schon alle Hoffnung abgeschnitten war, nur selten der Folter zu widerstehen suchte. Die Wittwe des Civilrichters appellirte gegen dies Urtheil, welches dem Schuldigen das Leben ließ und ihn frei sprach, wenn er Kraft genug besaß, die Schmerzen auszuhalten und nichts zu gestehen. Auf Grund dieser Appellation wurde Lachaussée, als des Giftmordes am Civilrichter d'Aubray überwiesen, verurtheilt, bei lebendigem Leibe gerädert zu werden und auf dem Rade langsam zu sterben, nachdem er zuvor die ordentliche und außerordentliche Tortur ausgehalten. Zugleich wurde die Marquise von Brinvilliers **in contumaciam** verurtheilt, enthauptet zu werden.

Zunächst mußte Lachaussée die sogenannte Tortur der spanischen Stiefeln aushalten, d. h. man schnürte ihm jedes Bein zwischen zwei Breter, preßte dann beide Beine durch zwei eiserne Ringe eng zusammen und trieb dann zwischen die beiden mittelsten Breter Keile hinein; die ordentliche Tortur bestimmte vier, die außerordentliche acht Keile.

Beim dritten Keile erklärte Lachaussée, er sei bereit zu sprechen, und sogleich ließ man ihn los. Er gestand, er sei schuldig. Sainte Croix habe ihm gesagt, Frau von Brinvilliers habe ihm das Gift gegeben, um ihre Brüder zu vergiften. Er habe in das Glas des Civilrichters ein bräunliches Wasser, in die Taubenpastete eine wasserklare Flüssigkeit gießen müssen, wofür Sainte Croix ihm 100 Pistolen gegeben und versprochen, ihn immer bei sich zu behalten. Von denselben Flüssigkeiten habe ihm Saint Croix sehr oft gegeben.

Lachaussée wurde am 24. März auf dem Greveplatze gerädert.

Exili, der Urheber alles Uebels, war verschwunden, und Niemand hatte wieder etwas von ihm gehört.

Die Marquise von Brinvilliers befand sich noch immer in Lüttich, und obgleich in ein Kloster zurückgezogen, hatte sie doch auf einen der allerweltlichsten Genüsse des Lebens nicht verzichtet. So heiß

sie Sainte Croix geliebt, sie wußte sich doch bald zu trösten und gab demselben einen Nachfolger, Namens Theria, von welchem jedoch weiter nichts, als der Name bekannt geworden ist.

Man beschloß, sie aus dem Versteck, in welchem sie sich sicher glaubte, herauszulocken, um sie für alle Schändlichkeiten zur Rechenschaft zu ziehen. Einer der geschicktesten Polizeibeamten, Desprais, übernahm es, diese schwierige Aufgabe zu lösen. Er war ein schöner Mann von etwa 36 Jahren, an dem nichts den Polizisten verrieth, der jedes Kleid mit derselben Gewandtheit zu tragen und alle Stufen der verschiedenen gesellschaftlichen Stellungen, vom Lump bis zum vornehmsten Herrn, auszufüllen wußte. Er war der Mann, wie man ihn brauchte, und man nahm sein Anerbieten an. Begleitet von mehreren Häschern und mit einem Brief des Königs an den Rath versehen, in welchem Ludwig XIV. die Auslieferung der Schuldigen verlangte, reiste er nach Lüttich. Doch wagte er nicht, mit Gewalt in das Kloster einzudringen; denn die Marquise konnte Wind bekommen haben und sich in einem der Klosterverstecke befinden, zu denen der Zugang nur den Obern bekannt ist; dann aber hätte, in einer so bigotten Stadt, wie Lüttich, eine Gewaltmaßregel im Kloster leicht einen Auflauf veranlassen und der Giftmischerin Gelegenheit geben können, zu entwischen. Er kleidete sich daher als Abt und ließ sich im Kloster bei der Marquise als ein Landsmann von ihr melden, der aus Rom komme und nicht durch Lüttich habe reisen wollen, ohne einer durch ihre Schönheit und ihr Unglück so berühmten Frau seine Aufwartung zu machen. Desprais wußte sich ganz wie ein Herr vom Adel zu betragen, zu schmeicheln wie ein Höfling und war bei Damen verwegen, wie ein Musketier. Schon in der ersten Unterhaltung zeigte er so viel Geist und liebenswürdige Zudringlichkeit, daß es ihm leichter wurde, als er gehofft, die Erlaubniß zu einer zweiten zu erhalten.

Schon am folgenden Tage besuchte er sie wieder; das konnte

der Marquise nur schmeichelhaft sein, und sie nahm ihn auch noch zuvorkommender an, als am ersten Tage. Da sie seit bald einem Jahre jeden Umgang mit gebildeten Leuten entbehrt hatte, war ihr Desprais um so erwünschter. Leider mußte der liebenswürdige Abbé Lüttich binnen wenigen Tagen wieder verlassen; allein dies machte ihn um so ungestümer, und er erbat die Erlaubniß zu einem Besuche am folgenden Tage, als wenn es sich um ein verliebtes Stelldichein handle. Desprais war pünktlich, und auch die Marquise erwartete ihn mit Ungeduld; allein oft wurde ihre Unterhaltung gerade in den Augenblicken gestört, wenn sie eben recht innig werden wollte; wahrscheinlich hatte Desprais es schon so eingerichtet. Er bat die Marquise, ihm eine Zusammenkunft außerhalb der Stadt, an einem abgelegenen Orte der Promenade zu bewilligen, worauf die Marquise auch bald einging. Noch derselbe Abend wurde zum Stelldichein bestimmt.

Der Abend, welchen Beide mit gleicher Ungeduld, wenngleich in sehr verschiedener Absicht, erwarteten, erschien endlich, und Beide stellten sich pünktlich am abgemachten Orte ein. Desprais bot ihr den Arm; sobald er aber ihre Hand in der seinigen fühlte, gab er seinen Leuten ein Zeichen. Sie brachen aus ihrem Versteck hervor und nahmen die Marquise gefangen.

Gleich darauf eilte Desprais in das Kloster zurück, zeigte seine von dem Rathe der Stadt ausgestellten Vollmachten vor und ließ sich das Zimmer der Marquise öffnen. Unter ihrem Bett fand er ein Kästchen, das er sogleich an sich nahm und versiegelte. Dann ging er zu seinen Leuten zurück und gab Befehl zum Aufbruch.

Als sie das Kästchen in Desprais Händen sah, war sie einen Augenblick wie vom Donner gerührt; als sie sich vom ersten Schreck erholt, forderte sie ein Papier zurück, welches ihre Beichte enthielt. Desprais schlug es ihr natürlich ab. Unterwegs versuchte sie, eine Stecknadel unterzuschlucken, um sich zu tödten; allein es wurde bemerkt, und man bewachte sie jetzt mit verdoppelter Aufmerksamkeit.

Beim Abendessen biß sie, da man ihr weder Messer noch Gabel hingelegt, ein Stück aus ihrem Trinkglase, um es zu verschlucken; allein ein Häscher bemerkte es und zwang sie, die Scherbe wieder auszuspeien. Bei dieser Gelegenheit versprach sie ihm, sie wolle ihn glücklich machen, wenn er sie befreie. Er fragte sie, wie er das anzufangen habe. Die Marquise meinte, er solle Desprais den Hals abschneiden. Das ginge nicht, meinte er, sonst aber stünde er ihr in jedem Stück zu Diensten. Sie bat ihn darauf um Feder und Papier und schrieb folgendes Billet:

„Mein lieber Theria! Ich bin Desprais in die Hände gefallen, „der mich von Lüttich nach Paris schleppt; eile, mich von ihm „zu befreien.“

Der Häscher nahm den Brief, versprach ihr, ihn zu besorgen und gab ihn Desprais. Am folgenden Tage schrieb sie einen zweiten, in dem sie ihm meldete, daß ihre Wache nur aus acht Personen bestehe, mit denen vier oder fünf entschlossene Männer leicht fertig werden könnten; sie rechne fest darauf, daß er sie mit Gewalt befreien werde. Als sie durchaus keine Antwort bekam, auch keinen Erfolg wahrnahm, richtete sie noch ein drittes Schreiben an Theria und beschwor ihn bei seiner Seligkeit, wenn er nicht tapfer genug sei, sie zu befreien, nur einige von den Pferden todtzuschießen und in der Verwirrung, welche dies hervorbringen müsse, sich des Kästchens zu bemächtigen und es zu verbrennen; sonst sei sie verloren.

Obgleich Theria keinen dieser drei Briefe erhielt, da sie alle Desprais übergeben waren, fand er sich doch aus eignem Antriebe in Mastricht ein, wo die Marquise durchkommen mußte, und versuchte, die Häscher zu bestechen, indem er ihnen 10,000 Livres bot. Allein sie waren ganz unbestechlich.

In Rocroy kam dem Zuge der Gerichtsrath Paliau entgegen, den das Parlement abgeschickt, um die Marquise ins Verhör zu nehmen, bevor sie es vermuthe und Zeit habe, ihre Antworten zu

überlegen. Er öffnete sogleich das Kästchen und fand in demselben unter Anderem ein Papier mit der Ueberschrift: Meine Beichte.

Diese Beichte war ein merkwürdiger Beweis, wie groß das Verlangen ist, welches Verbrecher fühlen, ihre Missethaten Jemand auszuschütten. Schon Sainte Croix hatte eine Beichte geschrieben, die man verbrannt, und die Marquise hatte dieselbe Unvorsichtigkeit begangen. Ihre Bekenntnisse waren in sieben Artikel getheilt, fingen an: „Ich bekenne Gott und Dir, mein Vater!“ und enthielten ein vollständiges Bekenntniß aller Verbrechen, welche sie begangen.

Im ersten Artikel gestand sie, eine Brandstifterin zu sein;

im zweiten, schon im siebenten Jahre ihre Jungfrauschaft verloren zu haben;

im dritten, ihren Vater, —

im vierten, ihre beiden Brüder vergiftet zu haben;

im fünften, die Vergiftung ihrer Schwester, der Carmeliternonne, versucht zu haben.

In den beiden andern Artikeln gestand sie so unglaubliche und ekelhafte Ausschweifungen, daß wir sie nicht niederzuschreiben wagen.

Diese Frau hatte etwas von der Locusta und zugleich von der Messalina.

Paliau begann sogleich das Verhör. Allein die Marquise leugnete auf das Hartnäckigste und gab keine andere Antwort, als daß sie sich nicht darauf besinne, oder nichts davon wisse. Sie wurde nach Paris in die Conciergerie gebracht; aber auch hier war nichts aus ihr herauszubringen.

Die Zeugenaussagen waren jedoch von allen Seiten so bestimmt und belastend, daß an ihrer Verurtheilung nicht zu zweifeln war, obgleich ein damals berühmter Advocat, Nivelle, ihr eine glänzende Vertheidigungsrede hielt.

Bevor jedoch ihr Urtheil gesprochen wurde, schickte man ihr einen Geistlichen und Doctor der Sorbonne, Namens Pirot, zu,

der bald eine merkwürdige Gewalt über sie auszuüben wußte. Er setzte den starken Geist des merkwürdigen Weibes durch seinen religiösen Unsinn, durch die Vorspiegelung der furchtbaren Höllenstrafen und der paradiesischen Freuden im Himmel theils in Schrecken, theils in Rührung, so daß sie eine ganz Andere wurde und sanft wie ein Lamm mit sich umgehen ließ. Jetzt gestand sie alle ihre Verbrechen und war nur noch bemüht, für ihr künftiges Seelenheil zu sorgen.

Eine merkwürdige Frage, welche sie während ihrer Unterhaltungen über religiöse Gegenstände an den Doctor richtete, können wir nicht unerwähnt lassen.

„Sie haben mir gestern," sagte sie, „große Hoffnung gemacht auf die Barmherzigkeit Gottes; natürlich aber wage ich nicht, zu denken, daß ich selig werden kann, ohne zuvor im Fegefeuer gewesen zu sein; denn mein Verbrechen ist zu schrecklich, als daß ich unter einer andern Bedingung Verzeihung erhalten könnte; wenn meine Gottesfurcht auch noch so groß wäre, würde ich doch keinen Anspruch darauf machen, in den Himmel aufgenommen zu werden, ohne durch das Feuer zu gehen, das mich von meinem Makel reinigen soll, und ohne zuvor die Strafen zu erdulden, die ich für meine Sünden verdient habe; aber ich habe sagen hören, daß die Flammen des Fegefeuers, in welchem die Seelen doch nur eine Zeit lang brennen, in allen Stücken den Flammen der Hölle gleichkommen, in denen die Verdammten die ganze Ewigkeit hindurch braten. Ich bitte Sie, mir zu sagen, wie eine Seele, die sich im Augenblick der Trennung von ihrem Leibe im Fegefeuer befindet, sich davon überzeugen kann, daß sie nicht in der Hölle ist, und woran sie zu erkennen vermag, daß das Feuer, in welchem sie brennt, ohne zu verbrennen, eines Tages aufhören wird? Denn die Qual, welche sie aushält, ist ja doch ganz die nämliche, wie die der Verdammten, und die Flammen dieselben, wie die Höllenflammen? Das möchte ich gern wissen, um in diesem schrecklichen

Augenblick nicht zweifeln zu dürfen, sondern augenblicklich erfahren zu können, ob ich zu hoffen oder zu verzweifeln habe."

Sie wurde verurtheilt, vor der Hauptthür der Kirche von Paris Abbitte zu thun, und zwar in einem Karren, barfuß, einen Strick um den Hals und eine zwei Pfund schwere Wachsfackel in den Händen dahin geführt, und dann auf dem Greveplatze enthauptet zu werden, nachdem sie zuvor die ordentliche und außerordentliche Tortur überstanden.

Als man ihr das Urtheil vorgelesen, trat der Scharfrichter, dem sie von jetzt an gehörte, an sie heran. Ohne ein Wort zu sagen, sah sie ihn mit einem aufmerksamen Blick vom Kopf bis zu den Füßen an und reichte ihm die Hände zum Binden. Man führte sie in das Folterzimmer. Mit festem Blick sah sie alle diese Mordinstrumente an, welche schon so Manchem die Glieder ausgereckt und so manchen Schmerzensschrei entlockt. Als sie vier Eimer Wasser bemerkte, die man für sie zurechtgestellt, fragte sie den Protokollführer lächelnd:

„Diese Menge Wasser ist wohl hergebracht, um mich darin zu ersäufen, denn bei meinem Körperbau werden Sie doch hoffentlich nicht beabsichtigen, mich so viel trinken zu lassen?"

Der Scharfrichter fing stillschweigend an, sie zu entkleiden, nahm ihr den Mantel ab und allmälig auch die andern Kleider, selbst das Hemde, bis sie splitternackt vor ihm stand, und ließ sie dann sich auf die Marterbank zur Tortur ersten Grades niedersetzen, die etwa zwei Fuß hoch war.

Man fragte sie jetzt von Neuem nach ihren Mitschuldigen, nach den Bestandtheilen ihres Giftes und nach dem Gegengift desselben.

„Ich habe schon erklärt," sagte sie, „daß ich von alledem nichts weiß, und wenn Ihr mir nicht glauben wollt, so habt Ihr meinen Leib in Eurer Gewalt und könnt ihn foltern."

Der Protokollführer gab dem Scharfrichter das Zeichen zum Beginn.

Dieser band zunächst die Füße der Marquise an zwei vor ihr befindliche eiserne Ringe, die nebeneinander an der Diele befestigt waren. Dann bog er ihren Leib rückwärts über die Bank und befestigte die Hände an zwei Ringen, die etwa drei Fuß von einander entfernt in der Mauer angebracht waren. So waren Kopf und Füße am Boden, während der Leib, durch die Bank unterstützt, einen Halbkreis beschrieb. Jetzt drehte der Scharfrichter eine Kurbel zweimal herum, welche die Füße, die von den Ringen etwa einen Fuß abstanden, zwang, sich denselben etwa um sechs Zoll zu nähern.

Aber so sehr man sie peinigte, rief sie doch nur:

„Mein Gott, mein Gott, man martert mich todt, und ich habe doch die reine Wahrheit gesagt!“

Darauf wurde ihr Wasser eingefüllt, was auf folgende Art geschah. Für die Tortur ersten Grades hatte der Scharfrichter vier Eimer, jeden zu $2\frac{1}{2}$ Kannen, zur Tortur zweiten Grades acht solche Eimer voll Wasser, die der Gefolterte austrinken mußte. Der Scharfrichter hatte ein langes Horn, in welches er das Wasser füllte, und dies steckte er dem Verurtheilten in den Mund. Oft biß der Letztere die Zähne zusammen, um soviel als möglich dieser Qual zu widerstehen; dann drückte ihm der Scharfrichter mit Daumen und Zeigefinger die Nase zu, wodurch er gezwungen wurde, den Mund zu öffnen, um Athem zu holen. Diesen Augenblick benutzte denn der Scharfrichter, sein Horn hineinzustecken.

Die Tortur ersten Grades hatte sie bald überstanden und bereits die Hälfte des Wassers hinuntergeschluckt, welches ihr genug geschienen, um sich darin zu ersäufen. Es ging jetzt zur Tortur zweiten Grades. Sie wurde über eine $3\frac{1}{2}$ Fuß hohe Bank gespannt und ihre Glieder gezwungen, sich noch mehr auszurecken. Ihre eignen Sehnen schnitten sich ins Fleisch, daß das Blut von Händen und Füßen herunterlief, und alle ihre Glieder prasselten. Aber auch jetzt war nichts aus ihr herauszubringen. Man füllte

ihr noch die übrigen vier Eimer Wasser ein, ohne eine andere Antwort herausbringen zu können, und ließ sie dann los.

Als man sie nach dem Schaffot führte und sie die neugierige Menge vor der Thür sah, da runzelte sie die Stirn, kniff die Augenbrauen zusammen und sah mit flammenden Blicken um sich. Ihr Aussehen in diesem Augenblick war schrecklich, und der Maler Lebrun, der gerade in ihrer Nähe war, entsetzte sich über dies Gesicht so sehr, daß er in der Nacht nicht schlafen konnte und es Tage lang vor Augen behielt, bis er jenes Bild zeichnete, das im Louvre neben einem Tigerkopf hängt, mit dem es in den allgemeinen Umrissen viel Aehnlichkeit hat.

Der Doctor Pirot begleitete sie bis aufs Schaffot und betete mit ihr zusammen ein langes Gebet. Kaum hatte die Marquise das letzte Wort desselben gesprochen, als der Doctor einen dumpfen Ton hörte, wie wenn ein Hackmesser auf Fleisch schlägt; der Henker hatte das Schwert so schnell geschwungen, daß er es nicht einmal blitzen gesehen; seine Haare sträubten sich und der kalte Schweiß trat ihm auf die Stirn; denn er glaubte, der Scharfrichter habe nicht ordentlich getroffen und werde noch einen zweiten Hieb führen müssen. Allein diese Furcht dauerte nicht lange, denn fast in demselben Augenblick neigte sich der Kopf seitwärts, sank auf die Schulter und fiel dann dröhnend auf die Planken des Schaffots.

Im Jahre 1814 ließ Herr von Offemont, Besitzer des Schlosses, in welchem die Marquise von Brinvilliers ihren Vater vergiftet, bei der Annäherung der Verbündeten mehrere Höhlungen in der Mauer machen, um darin das Silberzeug und andere Kostbarkeiten vor dem Feind zu verbergen. Bei dieser Gelegenheit entdeckte man ein bis dahin gänzlich unbekanntes kleines Zimmer, in welchem man einen Schmelzofen, Tiegel, chemische Instrumente, mehrere sorgfältig versiegelte Phiolen mit einer unbekannten Flüssigkeit und

vier Päckchen mit Pulvern von verschiedener Farbe fand. Statt aber diese Stoffe einer wissenschaftlichen Untersuchung zu unterwerfen, trug man Sorge, Alles auf die Seite zu schaffen und zu zerstören; und so ist auch diese seltsame und sicherlich letzte Gelegenheit, die Zusammensetzung der Gifte Sainte Croix's und der Marquise von Brinvilliers kennen zu lernen, unbenutzt vorübergegangen.

W. J.

Eugen Aram.

Die Lebensbeschreibung dieses Mannes ist in der neueren Zeit so sehr verbreitet worden, und die Umstände des Mordes, welchen er beging, so allgemein bekannt *), daß es kaum nöthig wäre, sie hier zu wiederholen, wenn man uns, insofern wir einen so berüchtigten Namen übergingen, nicht mit Recht der Auslassung beschuldigen könnte. Wir werden daher seine Geschichte geben und mit dem Bericht über seine Herkunft und früheres Leben beginnen, welchen er für die beiden Gentlemen, die ihn auf seinen Wunsch vor Gericht begleiteten, aufgesetzt hatte.

„Ich bin zu Ramshill, einem kleinen Städtchen im Netherdale, im Jahre 1704 geboren. Meine mütterlichen Verwandten waren seit vielen Menschenaltern in diesem Thale angesessen und wohlgeachtet; mein Vater stammte aus der Grafschaft Nottingham, war ein Gärtner und ein eben so geschickter Botaniker als Zeichner. Er diente dem sehr ehrwürdigen Bischof von London, Dr. Campton, zu dessen großer Zufriedenheit, weswegen dieser ihn Sir Edward Blackett zu Newby empfahl, wo mein Vater dreißig Jahre mit großer Auszeichnung das Gartenwesen leitete. Nach dem Tode des Baronets trat er in die Dienste Sir John Ingilby's auf Ripley,

*) In Deutschland namentlich durch mehrere Uebersetzungen von Bulwer's Roman, Eugen Aram. Bulwer hat diesen Stoff rein als Dichter behandelt, denn sein Eugen Aram ist keineswegs jener der Wirklichkeit. Anm. des Uebers.

wo er starb, während seines Lebens geachtet, nach seinem Tode bedauert. Unsere Vorfahren waren im Lande eben so alt als angesehen und von ursprünglich brittischem Stamme. Ihr Zuname rührt von einer Besitzung her, denn sie waren früher Herren der Stadt Haram oder Aram am südlichen Ufer des Tees und erscheinen in den Urkunden der Abtei St. Maria in York als sehr frühe und angesehene Wohlthäter derselben. Mehrere Jahrhunderte nachher siedelten sie sich unter der Lehenshoheit der Lords Mowbray in der Grafschaft Nottingham zu Haram oder Aram Park an und besaßen zur Zeit der Regierung Eduard's III. nicht weniger als drei Ritterlehen. Ihre Ländereien kamen, ich weiß nicht, durch Kauf oder Ehe, an die Lords Lexington. So lange die Arams in dieser Grafschaft lebten, bekleideten mehrere von ihnen die Würde eines Obersheriffs, und einer war Professor der Gottesgelahrtheit zu Oxford, wenn ich nicht irre, und starb zu York. Der Letzte der Hauptlinie dieses Geschlechts war Thomas Aram, Esq. und Commissär des Salzamtes unter der Königin Anna. Er war mit einer der Miterbinnen Sir John Conningsby's, von North Mimmes, in der Grafschaft Hertford vermählt. Sein Sitz und Eigenthum war zu Wild, in der Nähe von Shenley, in der Grafschaft Hertford, wo ich ihn besucht und wo er auch ohne Nachkommen starb.

„Noch als kleines Kind kam ich mit meiner Mutter nach Skelton bei Newby und von da nach Bondgate, in der Nähe von Ripon, wo mein Vater eine kleine Besitzung gekauft hatte. Hier ging ich kurze Zeit in die Schule und lernte im Testamente ein wenig lesen, und dies war Alles, bis ich später durch den ehrwürdigen Herrn Alcock von Burnsal mehr lernte.

„In meinem vierzehnten Jahre ging ich zu meinem Vater nach Newby, wo wir bis zum Tode des Sir Edward Blackett blieben. Hier zeigte sich meine Neigung für literarische Beschäftigung zuerst, denn obschon ich auch sonst einen ungewöhnlichen Hang für Einsamkeit und Bücher hatte, fand ich doch erst hier die erwünschte

Muße und Gelegenheit. Vorzüglich studirte ich damals Mathematik; was ich erlernte, weiß ich nicht, das aber ist gewiß, daß mein Fleiß anhaltend und unermüdlich war. Ich fand da in meines Vaters Bibliothek, welche Bücher aus allen Zweigen der Wissenschaft enthielt, Kersey's Algebra, Leybourn's mathematischen Cursus, Ward's Leitfaden der Mathematik, Harris' Algebra und noch viele andere; da ich mich aber mit den genannten Werken am meisten beschäftigte, sind sie auch meinem Geiste am besten gegenwärtig. Ich konnte damals quadratische Gleichungen lösen. Nachdem wir Newby verlassen hatten, setzte ich dieselben Studien in Bondgate fort, wiederholte alle, und ich glaube nicht ohne Erfolg.

„In meinem sechszehnten Jahre wurde ich nach London gesendet und kam nach vorgängiger Prüfung als Buchhalter in das Comptoir Christopher Blackett's. Hier bekam ich nach zwei Jahren die Pocken, welche mich übel zurichteten. Ich kehrte heim, und da ich nun mehr Zeit und auch mehr Bücher hatte, erneuerte ich nicht nur meine mathematischen Studien, sondern wendete mich zu andern mit vielem Fleiße, ja mit Gier. Die Reize der Poesie, Geschichte und Alterthumskunde machten mich blind gegen die Schönheiten der Zahlen, deren Anwendung und Eigenschaften mich nicht kümmerten, außer gelegentlich, wenn ich lehrte.

„Ich übte zum ersten Male dieses Amt in meinem heimischen Netherdale, wohin ich an eine Schule berufen wurde, und wo ich mich auch zu meinem Unglück vermählte. Das schlechte Benehmen der Frau, die ich dort heirathete, hat mir diesen Proceß, dieses Gefängniß, diese Schande, dieses Todesurtheil zugezogen.

„Während der Zeit meines dasigen Aufenthaltes fühlte ich immer mehr die Mängel meiner Bildung und meine Unkenntniß der gelehrten Sprachen, und von einer unbezwinglichen Wißbegier getrieben, machte ich mich emsig an das Studium derselben; namentlich wählte ich in der Grammatik Lilly zum Führer, welchen ich auswendig lernte. Ihn jeden Tag zu wiederholen, war unmöglich,

so lange ich Schule hielt; ich theilte ihn daher in Abtheilungen, auf welche Weise ich ihn dreimal in jeder Woche wiederholte, und dies übte ich Jahre lang.

„Dann lernte ich Camden's griechische Grammatik auswendig und wiederholte sie auf ähnliche Weise aus dem Gedächtnisse. Mit diesen Kenntnissen ausgerüstet, machte ich mich an die lateinischen Classiker, deren Schönheiten meine Mühe und Anstrengung tausendfach vergalten. Anfangs brachte ich über einigen Zeilen einen ganzen Tag zu und ging bei meinen mühevollen Studien von keinem Satze weg, bis ich ihn gänzlich verstand, oder wenigstens ihn verstanden zu haben glaubte.

„Nachdem ich alle lateinischen Classiker, Dichter wie Prosaiker, durchgenommen hatte, las ich das neue Testament in griechischer Sprache, wobei ich zuerst jedes Wort analysirte; dann wagte ich mich an Hesiod, Homer, Herodot, Thucydides und an alle griechischen Tragiker. Zwar war dies eine mühevolle Arbeit, doch kam mir dabei meine vorher erworbene Kenntniß der Geschichte zu statten, ohne welche ich viele Stellen durchaus nicht hätte verstehen können.

„In Mitte dieser Studien überraschte mich ein berittener Bote, der mir ein Schreiben von meinem Freunde, William Norton Esq. zu Knaresborough, brachte, worin mich dieser dahin einlud; ich ging im Jahre **1734** hin und wurde, wie ich glaube, gut aufgenommen und werthgeschätzt. Nicht zufrieden mit meinen bisher erworbenen Kenntnissen, legte ich mich nun mit unermüdlichem Fleiß auf die Erlernung der hebräischen Sprache. Ich besaß Buxtorff's Grammatik, allein da mir diese nicht deutlich und ausführlich genug schien, verschaffte ich mir neun bis zehn andere Grammatiken; von denen die eine die Auslassungen der anderen ergänzte, was für mich von großem Nutzen war. Dann kaufte ich mir eine Bibel in der Ursprache, las den ganzen Pentateuch und hatte die Absicht, die ganze Bibel durchzunehmen, es fehlte mir aber an Zeit zur Ausführung dieses Vorsatzes.

„Im April 1744, ich glaube am 18., ging ich wieder nach London und lehrte für den ehrwürdigen Herrn Painblanc die lateinische Sprache, wofür er mir einen Gehalt gab und französisch lehrte. Der schwierigste Theil dieser Sprache war für mich die Pronunciation, denn ich hatte nie zuvor ein Wort französisch gehört. Durch unermüdlichen Fleiß bezwang ich auch diese Schwierigkeit und wurde bald in ziemlich hohem Grade dieser Sprache kundig. Ich blieb in dieser meiner neuen Stellung ungefähr zwei Jahre.

„Einige Zeit nachher ging ich nach Hays als Schreibmeister und diente einer Frau von Stande; dann lebte ich im Hause eines würdigen Geistlichen gegen vier Jahre. Ich bekleidete hierauf mehrere ähnliche Stellen und benutzte jede Gelegenheit, um meine Kenntnisse zu vermehren. Dann schrieb ich Parlementsacten für das Kanzleigericht ab und ging nachher an die Freischule zu Lynn.

„Von meinem Weggange von Knaresborough bis jetzt ist eine lange Zeit vergangen, die ich mit dem Studium der Geschichte, Archäologie, Heraldik und Botanik ausfüllte; die letzte Wissenschaft unterhielt mich, der Mannigfaltigkeit der Natur wegen, sehr angenehm. Ich kannte die Werke Tournefort's, Ray's, Miller's, Linné's u. s. w. genau. Ich besuchte häufig den botanischen Garten zu Chelsea und strich auf den Feldern herum, bis mir kaum eine Pflanze, weder eine heimische noch eine exotische, mehr unbekannt war. Außerdem wagte ich mich an das Chaldäische und Arabische und schaffte mir zu dem Ende Erpenius, Chappelow und andere Werke an; das Chaldäische fand ich wegen seiner Verwandtschaft mit dem Hebräischen ziemlich leicht; im Arabischen aber habe ich aus Mangel an Zeit nie große Fortschritte machen können.

„Dann erforschte ich das Celtische, so weit als möglich, in allen seinen Dialekten, begann zu sammeln und stellte Vergleichungen zwischen dieser Sprache und dem Englischen, Lateinischen, Griechischen und Hebräischen an. Ich verglich dreitausend Worte und

fand eine so staunenswerthe Verwandtschaft, daß sie meine kühnsten Hoffnungen überstieg, und ich den Entschluß faßte, ein vergleichendes Lexikon dieser Sprachen zu verfassen, welches die Wurzeln zahlloser Wörter in unserer Sprache enthielte: dies oder etwas Aehnliches war auch die Absicht eines gelehrten Geistlichen in Schottland; aber das Unternehmen blieb unausgeführt, denn er starb zu früh, und was mich betrifft, so sind die meisten meiner Bücher und Schriften verloren gegangen."

Dies ist die Erzählung, welche Eugen Aram über sein Thun und Lassen bis zur Verübung jenes Verbrechens gegeben hat, welches die Verwünschung der Welt und die äußerste Strafe des Gesetzes über ihn brachte. Von allen Verbrechen, die der Mensch begeben kann, scheint keines die Allmacht so sehr zu beleidigen, wie der Mord, und es ist, als ob der Allgerechte dieses furchtbare Verbrechen sich besonders aufzudecken bestrebe, gleichsam um die Menschen zu warnen und ihnen zu zeigen, daß Felsen sie nicht verbergen und keine Entfernung sie gegen die unvermeidlichen Folgen der Verletzung eines Gesetzes, das die Natur gegeben und der Mensch bekräftigt hat, sichern könne. Die außerordentliche Art, wie diese Mordthat entdeckt wurde, ist eine der vielen Fälle der Dazwischenkunft des Allerhöchsten.

Daniel Clark war zu Knaresborough geboren, stammte von ehrbaren Aeltern und trieb in dieser Stadt das Gewerbe eines Schuhmachers. Im Januar des Jahres 1744 oder 45 vermählte er sich und wurde dadurch Eigenthümer eines Vermögens von 200 bis 300 Pfund. Er stand zu dieser Zeit in Knaresborough in gutem Credit, und man hat Grund, zu glauben, daß Eugen Aram und ein gewisser Houseman, ein Flachshändler, einen Plan entworfen hatten, um verschiedene Kaufleute um eine beträchtliche Menge Waaren und Silberzeug zu prellen. Zur Ausführung wählten sie Clark, als das dazu tauglichste Werkzeug, weil er einen guten Ruf genoß und erst kürzlich durch die oberwähnte Heirath

Vermögen erhalten hatte. Clark ging daher mehrere Tage hindurch zu verschiedenen Kaufleuten in der Stadt, und in der Voraussetzung, daß er als ein Neuvermählter Tuch, Tisch- und Bettzeug brauchte, erhielt er große Quantitäten bereitwillig auf Borg. Dann ging er zu mehreren Gastwirthen und anderen Personen, borgte von dem einen silbernen Krug, von jenem einen silbernen Becher, anführend, daß er diesen Abend ein Gelage gebe, und um dies wahrscheinlich zu machen, kaufte er von den Wirthen, von denen er die Gefäße geliehen hatte, Bier und andere Getränke, um seine angeblichen Gäste zu bewirthen.

Es zeigten sich jedoch schon denselben Abend einige verdächtige Umstände, und am nächsten Morgen verbreitete sich das Gerücht, daß Clark sich auf und davon gemacht habe: in der That fand man ihn, als nach ihm gesucht wurde, nirgends. Man forschte dann emsig nach den Waaren und Gefäßen und fand endlich einen Theil der ersteren in Houseman's Haus und einen anderen in Aram's Garten vergraben: da man aber das Silber nirgends fand, war die Vermuthung sehr natürlich, daß Clark sich damit aus dem Staube gemacht habe. Es wurde sogleich nach ihm geforscht, man beschrieb seine Person in allen Zeitungen, aber Alles umsonst.

Da der Verdacht entstand, daß Aram sein Mitschuldiger sei, wurde ein Proceß wegen einer Schuld desselben an Herrn Norton eingeleitet, um ihn so lange in Knaresborough zu halten, bis man vom Friedensrichter einen Verhaftsbefehl gegen ihn erhalten konnte. Zum Erstaunen Aller zahlte er aber das Geld nicht nur sogleich, sondern löste auch zu derselben Zeit eine Hypothek, die auf seinem Hause zu Bondgate stand, ein. Bald darauf verließ Aram die Stadt, und man hörte nichts wieder von ihm, als bis im Monat Juni 1758, wo der Mord Clark's ihm zur Last gelegt und er zu Lynn festgenommen wurde.

Ueber dreizehn Jahre nach Clark's Tode trug es sich zu, daß

ein Arbeiter, der an einem Platze, genannt Thistle-hill (Distelberg), nach Kalksteinen grub und ungefähr in der Tiefe einer halben Elle auf das Armbein und das kleine Schenkelbein eines menschlichen Skeletts stieß. Aus Neugierde entfernte er sorgfältig die Erde und fand alle Gebeine in gutem Zustande. Als sich das Gerücht davon in der Stadt verbreitete, gab es zu dem Argwohn Anlaß, daß Daniel Clark an diesem Platze ermordet sein mochte, denn seit sechszig Jahren hatte man in der Stadt und Umgegend keine einzige Person vermißt. Der Coroner wurde davon in Kenntniß gesetzt und eine Jury zusammenberufen.

Eugen Aram's Gattin, die schon vordem manche Winke hatte fallen lassen, wurde zuerst verhört. Aus ihrer Aussage ging hervor, daß Clark schon vor dem 8. Februar **1744** ein vertrauter Bekannter Aram's gewesen sei, und daß er sowohl mit ihm, als mit Houseman häufig verkehrte. Gegen **2** Uhr des Morgens, am 8. Februar **1744**, kamen Aram, Clark und Houseman in des Ersteren Haus, gingen in das obere Zimmer und blieben ungefähr eine Stunde beisammen. Dann gingen sie zusammen fort, und da Clark der Letzte war, bemerkte sie, daß er einen Sack auf dem Rücken trug. Um **4** Uhr kamen Aram und Houseman zurück, aber ohne ihren Gefährten.

„Wo ist Clark?“ fragte sie, ihr Mann aber antwortete nur mit einem wüthenden Blicke und hieß sie zu Bette gehen, dessen sie sich aber mit der Bemerkung weigerte: „sie fürchte, er habe ein Unrecht begangen.“

Aram ging dann mit dem Lichte die Treppe hinunter, und da sie neugierig war, zu erfahren, was er thun würde, schlich sie bis zur Treppe nach und hörte Houseman sagen:

„Sie kommt; wenn sie kommt, wird sie plaudern.“

„Was kann das einfältige Ding sagen?“ erwiderte Aram, „sie weiß nichts. Ich werde die Thüre schließen.“

„Das wird nichts helfen,“ versetzte Houseman, „wenn sie auch

diesmal nicht dahinter kommt, wird sie es doch ein anderes Mal."

„Kindisch, kindisch!" antwortete ihm Aram, „wir wollen ihr schmeicheln, bis sie ruhiger geworden, und dann —"

„Was?" fragte Houseman finster.

„Sie erschießen," flüsterte Aram, „sie erschießen."

Frau Aram hörte dieses Zweigespräch; es flößte ihr solches Entsetzen ein, daß sie sich ruhig verhielt. Um sieben Uhr desselben Morgens verließen Beide das Haus, worauf sie sogleich hinunterging und bemerkte, daß Feuer angemacht, die Asche aber sorgfältig entfernt worden sei. Sie untersuchte dann die Mistgrube und fand frische Asche und unter derselben verschiedene Stücke Leinwand und Tuch, die offenbar einem Anzug angehört hatten. Als sie wieder in das Haus zurückkam, sah sie ein Tuch liegen, das sie vor Kurzem Houseman geliehen hatte, und entdeckte darin eine Blutspur von der Größe eines Shillings. Houseman kehrte bald zurück, worauf sie ihn beschuldigte, etwas Schreckliches an Clark verübt zu haben; er sagte aber, daß er von nichts etwas wisse, und nannte sie eine Närrin, die nicht wisse, was sie spreche. Sie sagte zuletzt aus, daß sie aus allen diesen Umständen in ihrem Gewissen überzeugt wäre, daß Daniel Clark von Houseman und Eugen Aram am 8. Februar 1744 ermordet worden sei.

Auch andere Zeugen wurden vernommen und sagten aus, Houseman und Eugen Aram wären die letzten Personen gewesen, die man in der Nacht vom 7. auf den 8. Februar, nach welchem er vermißt wurde, gesehen habe. Als Houseman, welcher anwesend war, diese Aussagen hörte, wurde er unruhig, zeigte alle Zeichen der Schuld, zitterte, wurde blaß und konnte nicht deutlich sprechen. Wenige Menschen, welche eine Blutschuld auf sich geladen haben, sind stark genug, um sie zu verbergen: durch irgend einen Umstand wird ihre Schuld entdeckt, ein Blick, ein Traum, ja häufig, wie in diesem Falle, verräth sie ihre eigene treulose Zunge und wird

zum unfreiwilligen Werkzeug, das zuletzt den schwarzen Verbrecher, der seines Nebenmenschen Blut vergossen hat, zur Strafe bringt. Als das Skelett enthüllt wurde, ergriff Houseman eines der Gebeine und ließ die folgende höchst unvorsichtige Aeußerung fallen:

„Dies sind eben so wenig Daniel Clark's Gebeine, als es die meinigen sind."

„Was!" bemerkte der Coroner sogleich, „was! wie könnt Ihr mit solcher Gewißheit behaupten, daß dies nicht Daniel Clark's Gebeine sind?"

„Weil ich einen Zeugen bringen kann," versetzte Houseman in sichtlicher Verwirrung, „einen Zeugen, welcher Daniel Clark zwei Tage, nachdem er vermißt wurde, auf der Straße gesehen hat."

Der genannte Zeuge wurde sogleich vorgefordert und sagte aus, daß er Clark nach dem achten Februar niemals gesehen habe; ein Freund jedoch (und nur dies habe er damals gesagt) hätte ihm erzählt, daß er einem Menschen begegnet wäre, der Clark sehr ähnlich gesehen; es habe aber gerade geschneit und der Mann habe den Mantelkragen über den Kopf gehabt, so daß er durchaus nicht behaupten könne, wer es gewesen sei. Diese Aussage erschien nichts weniger als genügend, sondern verstärkte vielmehr den Verdacht gegen Houseman; es wurde daher ein Verhaftsbefehl gegen ihn erlassen und er vor William Thornton Esq. gebracht, der ihn verhörte. Hier gestand er die Thatsache, daß er in der in Frage stehenden Nacht bei Clark gewesen, weil er diesem zwanzig Pfund geliehen hätte und sie zur selben Zeit dringend brauchte. Er führte ferner an, daß Clark ihn gebeten habe, den Werth in Waaren anzunehmen; dies habe er gethan und nothwendig müssen mehrmals zwischen beiden Häusern hin- und hergehen, um die Waaren heimzuschaffen. Als er damit fertig gewesen, habe er Clark in Aram's Haus mit diesem und einem Unbekannten verlassen. Aram, Clark und der Fremde wären unmittelbar daraus gleichfalls von dem Hause weggegangen. Sie hätten die Richtung

über den Marktplatz eingeschlagen, was er beim Schein des Mondes bemerkt, sie aber dann aus den Augen verloren habe. Er stellte feierlich in Abrede, daß er an jenem Morgen, wie Aram's Gattin ausgesagt, mit ihm in dessen Haus gekommen wäre; auch sei er dort nicht Aram's, sondern Clark's wegen gewesen, um von ihm die Note zu erhalten.

Gefragt, ob er diese Aussage unterzeichnen wolle, sagte er, daß er dies zu verschieben wünsche, weil er noch etwas hinzuzufügen haben könnte. Der Friedensrichter ließ ihn dann in das York Castell sperren, wo er den Wunsch aussprach, eine ausführlichere Aussage zu thun, wieder vor William Thornton gebracht wurde und vor diesem bekannte: — daß Daniel Clark von Eugen, vormals in Knaresborough seßhaft, einem Schulmeister, ermordet worden sei, und zwar, wie er glaube, am Freitag den 8. Februar **1744**; daß Eugen Aram und Daniel Clark an diesem Tage früh am Morgen in Aram's Hause gewesen; daß er (Houseman) etwas vor ihnen das Haus verlassen habe, und daß sie ihn zurückriefen und ihn ersuchten, sie eine Strecke zu begleiten; er sei darauf mit ihnen nach einem Platze gegangen, genannt St. Roberts Höhle, in der Nähe der Grimble Brücke, wo die zwei Ersteren anhielten, da habe er gesehen, wie Aram den Clark mehrere Male über Brust und Kopf schlug, auch habe er den Letzteren fallen gesehen, als wäre er todt; darauf sei er weggegangen und habe sie verlassen; ob Aram sich einer Waffe bediente, um Clark zu tödten, wisse er nicht, eben so wenig wisse er, was Aram mit dem Körper nachher that, doch glaube er, dieser habe ihn am Eingang der Höhle gelassen; denn wie er Aram dies thun gesehen, sei er, damit ihm nicht Gleiches widerfahre, so schnell als möglich nach dem Ende der Brücke gelaufen, dort habe er zurückgeblickt und gesehen, wie Aram aus der Höhle kam und etwas in der Hand trug, was es aber gewesen, habe er nicht unterscheiden können; darauf sei er eiligst nach der Stadt zurück-

gekehrt, ohne wieder zu Aram zu stoßen und ohne ihn zu sehen, bis am nächsten Tag, von welcher Zeit an er nie wieder mit ihm gesprochen habe.

Später gestand er jedoch, daß Clark's Leiche in der St. Roberts Höhle begraben worden sei; er wisse gewiß, daß sie sich dort befände, nur wünsche er, man möge sie dort lassen, bis Aram zur Haft gebracht worden sein würde. Er setzte ferner hinzu, daß die Leiche in der Windung am Eingange der Höhle mit dem Kopfe rechts liege.

Geeignete Personen wurden sogleich abgesendet, um in der St. Roberts Höhle nachzusuchen, wo man wirklich ein menschliches Skelett fand, dessen Schädel rechts lag, so wie Houseman es angegeben hatte. Darauf wurde sogleich ein Verhaftsbefehl gegen Aram erlassen, den man endlich zu Lynn fand, wo er an einer Schule angestellt war. Er gestand vor dem Friedensrichter, daß er Clark wohl gekannt habe, und zwar, so viel er sich erinnere, bis zum 8. Februar **1744**; doch läugnete er gänzlich jede Theilnahme an dem Betrug, dessen Clark zur Zeit seines Verschwindens beschuldigt worden war. Er erklärte, daß er nichts von dem Morde wisse und daß die Angaben seines Weibes durchaus falsch wären: aber auch er weigerte sich so wie Houseman, das Verhör sogleich zu unterzeichnen, damit nichts ausbleibe, was ihm später beifallen könnte. Als er auf das Castell geführt wurde, wünschte er, wieder vor dem Richter gebracht zu werden, und gestand, daß er in seinem Hause gewesen wäre, wie Houseman und Clark in dasselbe mit einigem Silberzeug kamen, um welches Clark seine Nachbarn geprellt hatte. Jener sei dabei sehr thätig gewesen, und die Angabe, daß er hingekommen sei, um eine Quittung oder sonst etwas zu unterzeichnen, sei durchaus falsch. Alles Leder, welches Clark zusammengebracht hatte, sei unter Flachs in Houseman's Hause verborgen gewesen, um es nach und nach, und ohne Verdacht zu erregen, zu verkaufen. Das Silberzeug sei in der St. Roberts

Höhle flach gehämmert worden. Als es vier Uhr des Morgens geworden, wären sie der Meinung gewesen, daß Clark sich nun nicht mehr mit Sicherheit auf den Weg machen könne, und sie seien übereingekommen, daß er hier bis zum folgenden Abend warten solle; das habe er auch gethan und sei den ganzen folgenden Tag da geblieben. Um seine Flucht zu erleichtern, wären Beide nach der Höhle, Houseman aber allein hineingegangen; er hätte außen gewacht, damit Niemand sie überrasche. Plötzlich habe er ein Geräusch gehört und Houseman sei an der Mündung der Höhle erschienen und habe gesagt, daß Clark fort wäre. Houseman habe einen Sack mit Silbergeschirr bei sich gehabt und vorgegeben, er habe es von Clark gekauft, weil Geld leichter fortzubringen sei. Dann wären sie nach Houseman's Haus gegangen und hätten dort das Silber verborgen, während er des festen Glaubens gewesen, Clark wäre entwischt. Er hätte später von Clark nie wieder etwas gehört und wäre sehr überrascht, daß man Verdacht habe, er sei ermordet worden, und daß man ihn (Aram) für den Thäter halte. Trotz dieser Ueberraschung wurde er jedoch, nachdem er seine Aussage unterzeichnet hatte, mit seinem Genossen in das York Castell eingesperrt, um dort der Assisen zu harren.

Am 3. August 1759 wurden Beide vor Gericht gestellt. Houseman wurde auf die vorhergegangene Aussage hier angeklagt, losgesprochen und als Zeuge gegen Aram zugelassen, der hierauf angeklagt wurde. Houseman sagte vor Gericht gegen Aram dasselbe aus, was er bereits in seinem eigenen Bekenntnisse gesagt hatte. Auch andere Zeugen wurden vorgefordert, welche in Betreff der Waaren, die man in Aram's Garten gefunden, aussagten und bestätigten, Aram habe gewußt, daß Clark 200 Pfund besitze und daß man Beide am Abend des 7. Februar miteinander gesehen habe. Dann wurde der Schädel aufgedeckt; auf der linken Seite war ein Bruch, der seiner Natur nach nur durch ein stumpfes Werkzeug hervorgebracht worden sein konnte. Der Schädel war

ferner gegen innen zu eingeschlagen. Endlich bekräftigte der Wundarzt, daß der natürliche Gang der Verwesung keinen solchen Bruch hervorbringen konnte; daß es auch kein neuer, durch Spaten oder Axt hervorgebrachter Bruch sei, sondern daß er vor mehreren Jahren beigebracht worden zu sein scheine.

Die Vertheidigungsrede, welche Eugen Aram ablas, war ein Beweis, daß er ungewöhnliche und wohlausgebildete Talente besitze. Sie war gelehrt und bündig und in manchen Stellen erhaben und feuerig. Er suchte zu beweisen, daß man aus dem Verschwinden einer Person durchaus nicht deren Tod folgern könne; daß sich in Einsiedeleien, wie die St. Roberts Höhle es gewesen, häufig die Gebeine ihrer früheren Bewohner finden, was eine authentische Thatsache wäre; daß daher der Schluß, daß die gefundenen Gebeine einem solchen Einsiedler oder einem in einer Schlacht gefallenen Krieger angehörten, eben so vernünftig sei, als er ungeduldig erwarte, daß man diesen Schluß ziehen würde. Nichts desto weniger wurde er schuldig erklärt und zum Strange verurtheilt.

An dem Tage nach seiner Verurtheilung gestand er den beiden Herren, die ihn vor Gericht begleitet hatten, daß das Urtheil gerecht sei und daß er Clark wirklich ermordet habe. Er sagte ihnen ferner, daß er lange Argwohn gehabt habe, Clark unterhalte einen unerlaubten Umgang mit seiner Frau, und daß er zur Zeit, als er den Mord beging, überzeugt gewesen wäre, er handele recht, daß er aber nachher anderer Meinung geworden sei*).

Man war allgemein der Meinung, daß in Folge seines Versprechens, an dem Hinrichtungstage alle Umstände vor dem Morde

*) Es ward allgemein und zwar aus guten Gründen geglaubt, daß Aram sich des ganzen Geldes, das Clark mit seiner Gattin erheirathet hatte, bemächtigt habe, und es gab Umstände genug, um es zu beweisen; man hielt dies jedoch für unnöthig, da die anderweitigen Beweise hinreichten.

umständlich zu gestehen, das Ganze an das Tageslicht kommen würde; indessen verhinderte er jede weitere Enthüllung, indem er den Versuch machte, sich das Leben zu nehmen. Als man ihn, während er auf seinem Lager lag, rief, um ihm die Ketten abzunehmen, weigerte er sich, dies geschehen zu lassen, indem er sehr schwach wäre. Da entdeckte man, daß er sich am Arme eine schwere Wunde beigebracht hatte, aus welcher das Blut in Strömen floß. Er hatte nämlich früher ein Rasirmesser in dem Armensünderkerker zu verbergen gewußt. Durch schnelle Hülfe wurde er jedoch wieder zu sich gebracht und, obschon durch den Blutverlust äußerst geschwächt, nach dem Galgen von York gefahren. Als er dort angekommen war, fragte man ihn, ob er noch etwas zu sagen habe; er aber antwortete. „Nein!“ Dann wurde er hin gerichtet und nach dem Knaresboroughwalde geschafft, um dort, dem Urtheile gemäß, in Ketten aufgehangen zu werden.

Daß Clark von Eugen Aram ermordet wurde, ist außer allem Zweifel, da wir sein Geständniß besitzen; ob er aber den Mord aus dem Grunde, den er selbst anführte, begangen habe, kann mit Recht sehr bezweifelt werden. Die ängstliche Sorge Aller, selbst der lasterhaftesten Menschen, ein nicht gar zu schwarzes Angedenken zu hinterlassen, mag ihn veranlaßt haben, seinem Verbrechen jenen lindernden Beweggrund unterzuschieben. Ob das Begehen eines Mordes durch ein Unrecht, wie Aram es erlitten zu haben vorgab, gerechtfertigt werden kann, bleibe der Entscheidung der Casuisten überlassen; das aber ist gewiß, daß diese schreckliche That durch einen vorsätzlichen und schändlichen Angriff auf Tugend und guten Ruf einer schuldlosen und arbeitsamen Frau, die er stets mit der abscheulichsten Barbarei behandelt hatte, nicht entschuldigt werden kann. Daß Eugen Aram mit Houseman und Clark bei ihrer Betrügerei in Knaresborough verbündet war, unterliegt keinem Zweifel, und noch viel weniger, daß er sein unglückliches Schlachtopfer nach dem Morde beraubte; daß kein in

seiner Gattenehre gekränkter Mann den Verführer seiner Frau, nachdem er ihn erschlagen hat, auch noch plündert, braucht man nur anzuführen, um es einzusehen: da mithin Eugen Aram's Anklage gegen seine Frau nicht haltbar ist, hat er durch diese elende Verleumdung außer dem Morde eine doppelte Schmach auf sein Andenken gehäuft.

Trotz dieser Thatsachen und der Schlüsse, die jeder denkende Leser daraus unvermeidlich ziehen muß, hat man doch für gut gefunden, Eugen Aram zum Helden eines mit Begierde gelesenen Romans zu machen; ja man hat es versucht, den gerechten Abscheu vor einem Menschen, wie Aram, in ein sentimentales Mitleid mit einem sanften Gelehrten zu verwandeln, der aus philosophischen Grundsätzen seinen Freund erschlägt und sich sein Eigenthum zueignet, bloß wissenschaftlicher Zwecke wegen und um die intellectuellen Fortschritte der Welt zu befördern *).

---

*) Ein in moralischer Beziehung sehr strenges, aber wie uns scheint, gerechtes Urtheil über den in anderer Rücksicht ausgezeichneten Roman, Eugen Aram, des berühmten Bulwer.

Anmerk. des Uebers.

Eine Mordthat in Rußland.

Am 4. März des Jahres 1837 wurde ein schreckliches Verbrechen in der Stadt Schitomir begangen, erzählt die **Gazette des Tribunaux**. Ein Arzt, der Dr. Schmiedel, der vor Tagesanbruch zu einem Kranken gerufen wurde, ging zu Fuße durch die Jytomirstraße, weil in diesem Stadttheile keine Wagen fahren können, als er mit einem Male an ein Hinderniß stieß, das ihm im Wege lag und das er im Dunkel nicht erkennen konnte; er verlor das Gleichgewicht und fiel. Bei dem Falle fühlte der Arzt, daß der Gegenstand, an den er gestoßen hatte, unter dem Drucke nachgab und noch einen gewissen Grad von Wärme hatte. Er suchte durch Tasten zu ermitteln, was es wohl sein könnte, und gelangte bald zu der Ueberzeugung, daß es der Körper eines Ermordeten sei. Er rief sogleich um Hülfe, verlangte Licht, ließ den Polizeidirector, Baron Zabieline, rufen und erkannte mit diesem, daß der Körper tiefe Spuren von sechsunddreißig Messerstichen und überdies an dem Halse eine von Blut unterlaufene Stelle zeige, welche einen Versuch des Erwürgens zu beweisen schien. Die hinzugerufenen Zeugen erkannten in dem Opfer dieser Mordthat den Moses Abrahamowitsch, den Lehrer der Kinder des Kiszka Isaakowitsch.

Kiszka, dessen Diener auf diese Weise ermordet war, war ein angesehener Mann, nicht bloß wegen seines Vermögens, sondern auch wegen der öffentlichen Aemter, die er bekleidete. Bei dem polnischen Aufstande im Jahre 1831 war er ein Spion der Russen

gewesen, seitdem hatte er als Belohnung das Amt eines Contrebandangebers erhalten. Seit mehreren Jahren verwittwet und Vater von vier Kindern, zwei Söhnen und zwei Töchtern, hatte er den Entschluß gefaßt, sich nicht wieder zu verheirathen, und man vermuthete mit Grund, daß er, obgleich ein Jude, in einem Liebesverhältnisse mit einer seiner Dienerinnen, Omelanka, stehe, einem jungen schönen Mädchen von neunzehn Jahren, das sich zur griechisch-russischen Kirche bekannte.

Sobald der Mord des Moses Abrahamowitsch bekannt wurde, erhob sich ein Anklageruf in Schitomir gegen Kiszka, und der Polizeidirector wurde gewissermaßen genöthiget, sich in das Haus desselben zu begeben. Bei seiner Ankunft lag der Jude im Bette. Die Züge seines Gesichts drückten bei dem Anblick der Polizei, ob er sich gleich stellte, als erwache er erst, Entsetzen aus. Er wurde aufgefordert, aufzustehen, und man fand zur allgemeinen Verwunderung, daß er völlig angekleidet war, selbst die Stiefeln anhatte, daß er sich also bei der Ankunft der Polizei erst in das Bett versteckt haben mußte. An seinem Hemde und an einigen andern Theilen seiner Kleidung fand man Blutspuren, die erst kürzlich in dieselben gekommen zu sein schienen.

In diesem Augenblicke und noch ehe der Polizeidirector eine einzige Frage an den Kiszka hatte thun können, erhob sich ein gewaltiges Geschrei, dem derbe Schläge und das dumpfe Geräusch von Widerstand folgten. Das wüthende Volk schlug die Thüren ein, drang in das Haus und in das Zimmer des Juden, ergriff denselben und überhäufte ihn mit Drohungen und Verwünschungen.

Kiszka hatte sich allerdings seit langer Zeit schon bei den Leuten verhaßt gemacht, theils wegen der Beschaffenheit seines Amtes, theils wegen der Strenge, mit welcher er dasselbe ausübte. Schitomir und Berdyczew, die beiden reichsten und wichtigsten Städte Volhyniens, von denen die letztere unter 48,000 Einwohnern 10,000 Juden zählt, keine andere Industrie und keinen anderen

Erwerbszweig hat, als das Schmuggeln, sahen in dem „Angeber“ keineswegs einen gesetzlichen Beamten, der den Gesetzen Achtung verschaffe und die Interessen der Regierung durch rechtmäßige Mittel vertheidige, sondern einen Verfolger, einen erbitterten Feind, und man kann sich also denken, mit welcher geheimen Freude das Volk das Gerücht aufnahm, das sich gegen Kiszka schnell verbreitete.

Nachdem man ihn aus den Händen des Volkes befreit und in das Polizeigebäude gebracht hatte, stellte man Kiszka dem blutigen und entstellten Ermordeten gegenüber. In derselben Zeit wurden die Kinder und Diener des Angeklagten verhaftet. Die vier Kinder waren bereits in dem Hause des Oberrabbinen untergebracht worden; Omelanka, welche man die Concubine Kiszka's nannte, konnte, trotz allen Nachforschungen, nicht ermittelt werden.

Der Oberrabbiner, der eben so sehr wie die Behörde die Wahrheit der Sache zu ergründen wünschte, fragte die Kinder Kiszka's über das, was vor dem Verschwinden und der Ermordung ihres Lehrers im Hause geschehen sei. Der jüngste Knabe, Baruch, der erst zwölf Jahre alt war, erzählte, sein Vater habe sich am Abend heftig mit Moses gezankt, der erschrockene Lehrer habe das Haus verlassen wollen, sei aber von seinem Herrn zurückgehalten und in ein Zimmer gestoßen worden, dessen Schlüssel er zu sich gesteckt habe. In der Nacht, setzte Baruch hinzu, hätte man Klagetöne in dem Hause gehört. Die anderen Kinder, welche nach einander befragt wurden, gestanden, als sie hörten, daß ihr Bruder zum Theil schon die Wahrheit gesagt hatte, die Richtigkeit der von ihm angegebenen Thatsachen ein. Die ältere der Mädchen, Rachel, die fast sechszehn Jahre alt war, gestand selbst, daß Moses ihre Unerfahrenheit und sein Ansehen als Lehrer gemißbraucht und sie verführt habe; sie erklärte sodann, daß Omelanka, die ihrerseits in Moses verliebt gewesen sei, denselben aber nicht zur Gegenliebe habe vermögen können, den Haß ihres Vaters (Kiszkas) gegen den Lehrer gereizt habe, und daß, wenn ihr Vater ein Verbrechen

begangen, dasselbe nur den Anreizungen dieses Mädchens zuzuschreiben sei, die dazu gerathen und daran Theil genommen haben würde.

So standen die Sachen, und man wartete in ängstlicher Spannung auf die Resultate der Untersuchung, als Abends zu Aller großer Verwunderung und inmitten einer ungewöhnlichen Entwicklung von bewaffneter Macht, ein Diener des Gerichts, dem Trompeter vorausgingen und den Soldaten umgaben, die Straßen von Schitomir durchzog, auf den Plätzen und an den Straßenecken stehen blieb und mit lauter Stimme folgende Bekanntmachung ablas:

„Der Polizeidirector erklärt nach einer mit der größten Sorg„falt angestellten Untersuchung und durch zahlreiche Zeugenaussagen „überzeugt, daß die Urheberin des an der Person des Juden Moses „Abrahamowitsch begangenen Mordes die Magd Omelanka ist, „welche nach dem Verbrechen verschwunden ist, die man vergebens „ausfindig zu machen gesucht hat, und die aller Wahrscheinlich„keit nach unter der Last ihrer Gewissensbisse den Tod gefunden „hat, indem sie sich in den Fluß stürzte, daß demnach der Jude „Kiszka Isaakowitsch unschuldig an dem begangenen Morde und „deshalb in Freiheit gesetzt worden ist.“

Der Diener des Gerichts forderte nach Ablesung dieser Bekanntmachung im Namen des Polizeidirectors die Einwohner von Schitomir auf, sich jeder Beschuldigung und jeder Beleidigung gegen den Juden Kiszka zu enthalten.

Der Schmugglerangeber hielt es für gerathen, als er die Freiheit wieder erhalten hatte und ehe er das Polizeigebäude verließ, sechs starke Bauern aus der Ukraine in Dienst zu nehmen, die er mit starken Knotenstöcken bewaffnete und unter deren Bedeckung er sich nach Hause begab, wo er sie als Wachen aufstellte.

Den ganzen Abend und einen Theil der Nacht hindurch bildeten sich zahlreiche Versammlungen vor dem Hause Kiszka's und in der Nähe, Niemand aber wagte, in die Wohnung desselben ein-

zudringen. Am andern Tage erneuerten sich diese Volksgruppen, die bis zu fünf- oder sechstausend Personen, meist Juden, anschwollen und einen furchtbaren Charakter annahmen. Die Zöglinge der von den Carmelitern gehaltenen Schule gaben das Signal zum Angriffe, indem sie die Fenster Kiszka's einwarfen; fünfzig Andere besetzten das Polizeigebäude und die mit Stöcken bewaffnete Menge füllte die Zugänge.

Der Baron Zabieline, ein alter und tapferer Soldat, trat allein und unbewaffnet aus dem Hause den ersten Gruppen entgegen und versuchte sie anzureden, wurde aber von einem Steinhagel empfangen und verwundet. Er begab sich in das Polizeigebäude zurück und befahl hier, das Militair gegen das Volk anrücken zu lassen.

In weniger als einer halben Stunde war die ganze Volksmenge zerstreut.

Die in Folge dieser Vorfälle angestellte Untersuchung dauerte fast drei Jahre und endigte damit, daß die Stadt, welche der Schauplatz der Unruhen gewesen war, Strafe zahlen mußte. Der Jude Kiszka wurde versetzt. Der Mord des Moses blieb auf diese Weise ungestraft, weil man die beschuldigte Omelanka nicht ausfindig zu machen vermochte.

Obgleich beruhiget, daß ihm das Volk nichts mehr anhaben könne, behielt doch Kiszka seine Leibwache, die sechs kräftigen Bauern aus der Ukraine, bei. Unter diesen rohen Menschen befand sich ein gewisser Matwey Hodowezek, welcher sich das Vertrauen seines Herrn in hohem Grade zu erwerben gewußt hatte. Matwey hatte keinen andern Fehler, als die Trunksucht, der er aber auch im höchsten Grade huldigte.

Am **10.** November des Jahres **1840** nun war Matwey auch betrunken und wurde von seinem Herrn deshalb gescholten, sogar bedroht; der rohe Mensch gerieth darüber in den heftigsten Zorn, schlug Kiszka in das Gesicht, mißhandelte ihn auf alle Weise und knebelte ihn endlich mit Hülfe seiner Cameraden. Dann begab er

sich nach einem verborgenen Keller, öffnete die kleine Thür desselben, nachdem er seinem Herrn den Schlüssel dazu aus der Tasche genommen hatte, obgleich derselbe bald drohete, bald flehentlich und unter Thränen bat, davon abzustehen, und ließ ein Weib heraus oder vielmehr ein Gespenst, das bei dem Anblicke des hellen Sonnenlichtes, nach Einathmung der reinen und belebenden Luft ohnmächtig niedersank, während die Bauern in abergläubischem Schrecken sich bekreuzigten und die Mutter Gottes und den heiligen Nicolaus anriefen. Ein Arzt, der endlich herbeigerufen wurde, brachte die Ohnmächtige bald wieder zur Besinnung, und die Polizei fand sich ein, um Kiszka zum zweiten Male, zugleich aber auch jenes Weib zu verhaften, welches die so lange vermißte Omelanka war. Diese sagte dann Folgendes aus:

„Die Armuth, in welcher ich mich befand, nöthigte mich bei Kiszka zu bleiben, dessen Magd ich war und der mich mit seiner Liebe verfolgte. Unterdeß kam Moses als Lehrer in das Haus. Er war der schönste junge Mann, den ich jemals gesehen, und ich empfand für ihn bald die glühendste Leidenschaft. Kiszka wurde eifersüchtig. Als Moses eines Tages das älteste der Kinder Kiszka's leicht gestraft hattte, schmähete ihn dieser und wollte ihn sogar schlagen; der Lehrer erklärte darauf, er würde das Haus verlassen und nie wieder in demselben erscheinen. Kiszka, der eine ungemeine Kraft besitzt, ergriff ihn, hob ihn auf und trug ihn fort, um ihn in einem dunkeln kleinen Kämmerchen neben der Schlafkammer einzuschließen. In der Nacht schloß er die Schlafkammer zu, forderte mich auf, aufzustehen und zu sehen, was er thun würde. Er nahm ein Messer, ging in das Kämmerchen, in welchem sich Moses befand, und schloß die Thüre hinter sich zu, da er wohl wußte, daß man durch ein Fensterchen hineinsehen konnte. Er ergriff Moses, warf ihn zu Boden, kniecte ihm auf die Brust und versetzte ihm viele Stiche mit dem Messer.

„Von Entsetzen ergriffen, schrie ich, aber Niemand kam zu

Hülfe. Als Moses todt war, warf ihn Kiszka durch das Fenster hinaus auf die Straße; dann kam er wieder zu mir und trug mich in den Keller. Hier warf er mich zu Boden und ließ das Messer neben mir liegen, mit welchem er Moses ermordet hatte. In der Nacht brachte er mir einige Nahrungsmittel und so regelmäßig jede Nacht, auch sorgte er für ein Bett im Keller. Später führte er mich in der Nacht heraus, damit ich einen Spaziergang mache; aber er war da von dem Bauer Hodowezek begleitet. Dieser Mann sagte eines Tages zu mir: „„Unglückliche, Du wirst verurtheilt werden; Du bist eine Christin und weisest die Liebe eines Juden nicht zurück."" Reue erfüllte da mein Herz. Kiszka wurde dadurch gereizt und drohete mich zu ermorden. Dann ließ er mich in der Nacht nicht mehr umhergehen, brachte mir nur alle drei Tage Lebensmittel und gab mir statt des Bettes eine Schütte Stroh."

Hodowezek gestand in dem Verhöre, der Jude habe ihm vertrauet, er habe eine sehr vornehme Dame in seiner Verwahrung, welche sich vor den Nachforschungen der Regierung verberge. „Das," sagte der Bauer, „ist es allein, was mich verhinderte, die Sache der Behörde anzuzeigen. Als ich aber erfuhr, jene vornehme Dame sei nichts als eine Magd, entdeckte ich bei der ersten Gelegenheit, die ich ergreifen konnte, Alles."

Ein so bestimmtes Zeugniß reichte hin, den Juden Kiszka zu verderben. Der Präsident, welcher die Untersuchung leitete und der Bestechung unzugänglich war, welche der Jude versuchte, nöthigte ihn endlich, seine Verbrechen zu gestehen, und derselbe wurde verurtheilt, hundert und einen Knutenhieb zu erhalten und dann auf Lebenszeit in die Bergwerke geschickt zu werden.

Die Strafe wurde an ihm vollzogen.

Dr. **Diezmann.**

Gedruckt bei C. Polz in Leipzig.